140 JAHRE
GEMEINNÜTZIGE
GESELLSCHAFT

der WAGEN

EIN LÜBECKISCHES JAHRBUCH

1930

1930

DER WAGEN
1930
EIN LÜBECKISCHES JAHRBUCH

DER WAGEN

1 9 3 0

EIN LÜBECKISCHES JAHRBUCH

HERAUSGEGEBEN IM

AUFTRAGE DER VEREINIGUNG

FÜR VOLKSTÜMLICHE KUNST

VON PAUL BROCKHAUS

VERLAG FRANZ WESTPHAL LÜBECK

DEN UMSCHLAG ZEICHNETE ASMUS JESSEN, LÜBECK
DIE WIEDERGABE DER IN DIESEM BUCH ABGEBILDETEN WERKE E. BARLACHS
GESCHAH MIT FREUNDLICHER ERLAUBNIS VON PAUL CASSIRER VERLAG, BERLIN

DER GESELLSCHAFT ZUR
BEFÖRDERUNG GEMEINNÜTZIGER
TÄTIGKEIT IN LÜBECK ZU
IHREM 140. STIFTUNGSTAGE
AM 6. NOVEMBER 1929
IN DANKBARKEIT GEWIDMET

INHALTSVERZEICHNIS

ÜBER GEMEINNÜTZIGKEIT • PAUL BROCKHAUS 7
VON DER REFORMATION UND ANNAHME DES EVANGELII ZU LÜBECK • JACOB VON MELLE 11
DOKUMENTE AUS DEN ANFÄNGEN DER GEMEINNÜTZIGEN GESELLSCHAFT 19
EINE AUFGABE UND EIN GESCHENK • DR. CARL GEORG HEISE 27
AUS: EIN SELBSTERZÄHLTES LEBEN • E. BARLACH 33
ERGRIFFEN ERGREIFEND • LIC. W. LEHMANN (BORBY) 39
DIE ZEITGEBUNDENHEIT DER ARCHITEKTUR • DR. h. c. FRITZ SCHUMACHER (HAMBURG) ... 45
WANDLUNG DER DINGE • W. LUETGENS (HAMBURG) .. 52
DER SAATGANG • FRIEDRICH GRIESE (KIEL) 59
GEDICHTE • A. B. ENNS 65
WAS LÜBECK FÜR MICH BEDEUTET • G. KLEIBÖMER (SCHLESWIG) 67
GEDICHTE • FRIEDRICH SCHULT (GÜSTROW) 72
DIE KLINKERFUSSBÖDEN VON ASMUS JESSEN • A. B. ENNS 75
SPUK IM TÜNKENHAGEN • OTTO ANTHES 79
DER ALTE HERR TRÄUMT • EILHARD ERICH PAULS .. 83
VON DER ARMENPFLEGE ZUR WOHLFAHRTSPFLEGE • DR. G. FR. STORCK 85
KREISE UM LÜBECK • DR. ERNST TIMM 89
VOM LÜBECKER MUSIKLEBEN • DR. FRITZ JUNG 93
LIEDER • PAUL CARRIÈRE 97

ÜBER GEMEINNÜTZIGKEIT

EIN GLÜCKWUNSCH ZUR 140. STIFTUNGSFEIER DER GESELLSCHAFT ZUR BEFÖRDERUNG GEMEINNÜTZIGER TÄTIGKEIT

VON **PAUL BROCKHAUS**

„DAS Wort Bürger, dem in manchen Gegenden Teutschlands ein Nebenbegriff von Niedrigkeit anklebt, war seit undenklichen Zeiten bey uns ein Ehrenname, der Stolz dessen, der ihn führte. Bey solcher Denkungsart sollten aber auch ausgezeichnete Liebe zu den Bürgerpflichten und allgemeine Ehrfurcht gegen Bürgertugenden unter uns herrschen, denn wer in einem kleinen Freystaat Bürgerglück genießen will, muß es gern schaffen helfen."

Diese Worte finden sich in einer kleinen Schrift vom Jahre 1800, in der Dr. Nikolaus Heinrich Brehmer dem im Jahre vorher verstorbenen Mitbegründer der Gesellschaft, dem weit über die Grenzen der Vaterstadt bekanntgewordenen Arzt und Naturforscher Dr. Joh. Jul. Walbaum ein bescheidenes Denkmal setzte. Sie sind auch ein Zeugnis des Geistes, aus dem die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit erwuchs und immer wieder neue Kraft zog. Der eigentliche Gründer der Gesellschaft ist Ludwig Suhl, damals Prediger an St. Petri, der im Dezember 1788 an eine Reihe angesehener Bürger Lübecks aus dem Gelehrten- und dem Kaufmannstande ein Rundschreiben sandte, durch das er diese aufforderte, eine Vereinigung zu bilden, die sich in regelmäßig fortgesetzten Zusammenkünften über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten sollte. Dieses für den Geist und den Stil der Zeit charakteristische Schreiben findet sich an anderer Stelle des Jahrbuches unter den „Dokumenten aus den Anfängen der Gemeinnützigen Gesellschaft" abgedruckt. Neben diesen beiden Männern ist unter den Gründern noch besonders der damalige Domsyndikus und spätere Bürgermeister Christian Adolf Overbeck zu nennen. Von seiner Hand stammt außer der „Inauguralode" ein Glückwunschschreiben, das die Gesellschaft im Jahre 1793 dem Rektor des Katharineums Joh. Dan. Overbeck zu seiner 50jährigen Amtsjubelfeier überreichte und in dem sich die Gesellschaft zum erstenmal öffentlich nicht mehr „Literarische Gesellschaft", sondern „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit" (Societas allevandae humanioris industriae) nannte. In diesem Schreiben heißt es: „Wir lernten fühlen, daß wir dem Geiste des Zeitalters uns und unsere Kräfte schuldig waren. Wir forschten umher und fanden, daß dieser Geist — der edlere, der große stille und reine Geist — des Zeitalters sich vorzugsweise in geräuschloser Vereinigung Einzelner zu gemeinem Wohl, nach allerlei Richtungen und in mancherlei Kreisen zu erkennen gebe. Wohin wir blickten, in gekannteren und dunklern Gegenden Deutschlands und des Auslandes, wurden wir achtungswerthe Synkretismen dieser Art gewahr. Nahe und ferne hochberühmte Akademien, zahlreiche gelehrte Gesellschaften, Verbindungen unter Naturforschern und Landbaukennern, aber auch Verbindungen für Künste und Gewerbe, für wohltätige Ausspendungen, für Rettungsanstalten, für Bürgertugend, für Gemeinsinn u. s. f. Und diese schönen Verbindungen, wie freundlich sahen wir sie nicht allerlei Klassen der Menschen ergreifen, wie schnell vor ihrem Zauber jene lästigen Dämme niedersinken, die Stolz, Vorurteil oder gemisbrauchte Kraft zwischen Kindern Eines Geschlechtes aufwarf! Kenntnisse sahen wir gehen von Hand zu Hand; sahen den Vornehmen mitteilen dem Geringern und hinwiederum sich bereichern durch diesen. Aber nicht bloss Kenntnisse, ihre Anwendung fürs Leben sahen wir suchen; diese war das bezielte Augenmerk. Es sollte helle werden in allen Ständen, damit alle Stände rege werden möchten zur treuesten Verarbeitung, zur möglichsten Vervielfältigung des Guten, des Wahren, des Schönen.

So fanden wir den guten Geist des Zeitalters geartet. Und wir warben um die Ehre, ihm zu huldigen. Wir vereinigten uns, brachten ihm Opfer: Blumen der Wissenschaft und Garben einer gemeinnützigen Tätigkeit. Höher schien der Duft des letzten Opfers zu steigen. Da beschlossen wir in diesem Dienste zu verharren. Mag denn auch die Muse der eigentlichen Wissenschaft einen andern Himmel fordern: doch kann hier, wo die Freiheit schattet, wo Handel, wo Gewerbe, wo Kunstfleiss blühet oder fruchtet, eine mehr praktische Gemeinnützigkeit ungezweifelt gedeihen. Möchten nur — wie sehnlich wünschen wir dieses! — unsere guten Beschäftigungen in Lübecks Ringmauern nicht bloß bemerkt werden, möchten sie viele, wo nicht, möchten sie die Edelsten uns zugesellen! Warum sollten wir auch nicht, mit verstärkter Kraft, durch eifrige Unterstützung und durch allgemeine Teilnahme in unserm Maße leisten können, was rund umher in der Nachbarschaft so ruhmvoll und so glänzend geschieht."

Das Hauptverdienst an dieser Umstellung auf gemeinnützige Tätigkeit hat der schon erwähnte Dr. Walbaum, auf seine Anregung wurden als erste Unternehmungen der Gesellschaft, als erste „Garben gemeinnütziger Tätigkeit", eine Rettungsanstalt für im Wasser Verunglückte und eine Badeanstalt für natürliche und künstliche Bäder eingerichtet. Die Verfassungspunkte vom Jahre 1795, deren Hauptstück, „Von dem Zwecke der Gesellschaft" handelnd, sich gleichfalls unter den „Dokumenten" abgedruckt findet, geben in der umständlichen Sprache der Zeit einen umfassenden Überblick über die Arbeitsgebiete, die man in Angriff nahm, behutsam aber beharrlich, wie es guter lübscher Art entsprach. Was die Väter begonnen, haben die Söhne und Enkel fortgeführt und ausgebaut und sich dabei neuen Aufgaben und Anforderungen, wie der Wandel der Zeiten sie mit sich brachte, nicht verschlossen. Eine weise Verfassung sorgte dafür, daß Altes und Neues ohne Bruch sich aneinanderfügte. Der Gemeinsinn und die Achtung vor der Persönlichkeit und vor der Leistung, diese schönsten Seiten bürgerlich-liberaler Weltanschauung, die dem Leben wie der Arbeit in der Gesellschaft das Gepräge gaben, zogen immer wieder die besten Kräfte in den Dienst an den Mitmenschen, wie ihn die Gesellschaft verstand. Es kann hier keine Übersicht gegeben werden über alles, was die Gesellschaft im Laufe der Jahrzehnte geleistet, gegründet, angeregt oder unterstützt hat. Es gibt im 19. Jahrhundert in Lübeck kaum eine Einrichtung oder Unternehmung, die, sei es die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, sei es die Beförderung allgemeiner Bildung betrifft, bei der nicht irgendwie auch die Gemeinnützige Gesellschaft meist an führender Stelle beteiligt ist: Badeanstalten, Turnanstalt, Krankenpflege, Ferienkolonien, wohlfeile Speiseanstalten, Hebammen- und Begräbniswesen; auf dem geistigen Gebiet: Bibliotheken, Lesehallen, Museen, Lübeckische Blätter, Lehrerseminar, Frauengewerbeschule, Industrieschule, Abend- und Sonntagsschule, Taubstummenanstalt, Kleinkinderschulen, Krippen und Horte, Stipendienwesen, Spar- und Anleihe-Kasse und schließlich die stattliche Reihe der Tochtergesellschaften. Die Aufzählung ist bei weitem nicht vollständig. Es ist eine kaum übersehbare Fülle von Arbeit, die hier in voller Freiwilligkeit und Uneigennützigkeit in den nunmehr verflossenen 140 Jahren von Lübecker Bürgern geleistet worden ist.

Die Mehrzahl der angeführten Institute ist freilich seit längerer oder kürzerer Zeit aus der Obhut der Gesellschaft ausgeschieden, um zumeist in die Pflege des Staates überzugehen, das entspricht dem geschichtlichen Werdegang unseres Staates vom Rechts- und Polizeistaat zum Wohlfahrtsstaat. Aber das Verdienst bleibt der Gesellschaft ungeschmälert, weit über ein Jahrhundert hinaus und unter ständiger Anpassung an neue Bedürfnisse und natürlich auch in den mehr patriarchalischen Formen der alten Zeit das soziale Gewissen der Öffentlichkeit gewesen zu sein. Wer sich die Mühe macht, die Jahresberichte der Gesellschaft und ihrer Institute von den handschriftlichen der ersten Jahrzehnte bis zu denen der jüngsten Gegenwart hin durchzulesen, der bekommt einen ganz starken Eindruck von dem großen Ernst und Verantwortungsgefühl all der trefflichen Männer. Es hat natürlich nicht an Zeiten eines gewissen Stillstandes und an Rückschlägen gefehlt, aber im ganzen ging die Entwicklung der Gesellschaft langsam, doch stetig

aufwärts, und keins ihrer wesentlichen Arbeitsgebiete hat sie preiszugeben brauchen. Nur ganz wenige der vielen gleichzeitig oder später gegründeten Gesellschaften ähnlicher Art in andern Städten werden mit Recht das gleiche von sich sagen können.

Den Hauptgrund für diese glückliche Entwicklung sehe ich in der weisen und großzügigen Selbstverwaltung, die die Muttergesellschaft ihren Kindern von Anfang an zugestanden hat. Im Jahre 1862 klagt der damalige Direktor der Gesellschaft Prof. Mantels in seinem Bericht darüber, daß das Interesse für die Gesellschaft als Ganzes durch die Arbeit gerade der tüchtigsten Mitglieder in den Instituten und Tochtergesellschaften litte. „Aber", so fährt er fort, „ich will selbst der letzte sein, welcher anriete, den bisherigen Weg eines möglichst freien self-governement bis in die kleinsten Kreise unserer republikanischen Vereinigung hinein zu verlassen und etwa an dessen Stelle eine bürokratische Centralisation zu setzen, denn einer solchen widerstrebt einmal durchaus unsere hanseatische Art zu sein, sie wäre auch unvereinbar mit den großen Opfern an Zeit und Arbeitskraft, welche die Verwaltung so vieler unserer Institute den damit Betrauten auferleget." Noch einige weitere Bemerkungen finden sich in diesem Bericht von Prof. Mantels, die gerade heute wieder erhöhtes Interesse beanspruchen dürften. Es sind die Worte eines Mannes, der nach Beendigung seiner dreijährigen Amtstätigkeit als Direktor die Sorge für die Gesellschaft anderen anvertrauen muß: „Und dennoch ist die Gesellschaft — das dürfen wir uns nicht verhehlen —, in dem Kreise, den sie sich für ihr Schaffen abgegrenzt hat, nicht mehr die allein waltende, ja kaum überall noch die tonangebende. Es sind andere Mächte neben ihr aufgewachsen, die einflußreicher sind, mindestens mehr Anziehungskraft ausüben als die Vereinigung der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit (er denkt dabei an die Gründung der Harmonie und die Errichtung des Kasinos). Ohne Frage hat eine Veranlassung dazu unter anderem der stets mit Konsequenz von der Leitung festgehaltene Grundsatz gegeben, sich aller politischen Strömungen möglichst fernzuhalten, ein Grundsatz, welcher zumal in einer Zeit, wo fast der geringste Verein zu sozialen Zwecken mehr oder weniger eine politische Färbung annimmt, einer Ausdehnung unserer Wirksamkeit hinderlich sein mußte." Gleichwohl hätte das erhöhte Interesse an den politischen Fragen in den Jahren 1839—48, in welchen das Verfassungswerk und die Umgestaltung des lübeckischen Staates vorgearbeitet und verwirklicht wurde, einen belebenden Einfluß auch auf die Gesellschaft ausgeübt. „Aber man darf nicht übersehen", fährt er dann fort, „daß die größere Bewegung, in welche die Gesellschaft damals versetzt ward, notwendig sich legen mußte, seit man erreicht hatte, was so lange angestrebt war, und daß der natürliche Schauplatz der weiteren Tätigkeit, welche die Entwicklung unserer Verfassung mit sich brachte, nicht mehr die Gesellschaft, sondern die Bürgerschaft und der Bürgerausschuß sein mußten. So lange die alte Bürgerschaft für viele der intelligentesten und rührigsten unter unsern Mitbürgern ein verschlossenes Heiligtum war, suchten und fanden diese in der Gesellschaft den Platz für das gesprochene und geschriebene Wort, und die damalige vaterstädtische Presse ward allein von den „Neuen Lübeckischen Blättern" gehandhabt, die man gleichsam als Organ der Gesellschaft, ihrer Mitschöpferin, betrachten konnte."

Die Ausführungen von Prof. Mantels schienen mir darum so bedeutsam, weil sie sozusagen die Problematik aufdecken, unter der die Gesellschaft heute noch mehr als damals ihr Leben zu führen hat. Was damals als umwälzende Kraft der gesellschaftlichen Entwicklung nur erst wenigen erkennbar war, die fortschreitende Politisierung des ganzen öffentlichen Lebens, liegt jetzt vor aller Augen offen da. Diese Tatsache bedeutete auch für die Gemeinnützige Gesellschaft, die grundsätzlich unpolitisch sein will, eine Umstellung und Neuorientierung ihrer Arbeit und ihrer Aufgaben, und sie hat sie vollzogen.

Das Organ der Gesellschaft, die Lübeckischen Blätter, geben von dem Wandel der Zeiten in den bald 100 Jahren seines Bestehens ein deutliches Bild. Als 1835 die erste Nummer der damals und bis 1858 so genannten Neuen Lübeckischen Blätter erschien, begrüßte der Direktor der

Gesellschaft, Dr. J. F. Hach, sie mit freundlichen Wünschen: „Möge das Unternehmen sich einer langen Dauer erfreuen, möge es immer mehr dahin führen, daß wir auf die Anforderungen der unaufhaltsam fortschreitenden Zeit merken! Und das wird es unfehlbar, wenn ... in diesen Blättern die bescheidene Freimütigkeit vorherrscht, welche vorzugsweise den Bürgern einer freien Stadt gebührt und obliegt."

Der erste Wunsch ist in Erfüllung gegangen; was den zweiten anlangt, so steht mir, wenigstens was die Gegenwart betrifft, ein Urteil nicht zu. Die Gesellschaft aber hat die Aufgaben, die ihr die neue Zeit besonders auf kulturellem Gebiet stellte, mit frischer Tatkraft angepackt, den Ausbau der Bibliothek und des Lesezimmers, denen man hoffentlich bald würdigere Räume zur Verfügung stellen kann, die Ausgestaltung des Vortragswesens und die Sorge für die Lübeckischen Blätter. Aber auch darüber hinaus verbleibt der Gesellschaft eine Fülle von Aufgaben, alt überkommene oder neu auftauchende. Auch auf sozialem Gebiet. Es wird immer Hilfsbedürftigkeit geben, wo die öffentliche Wohlfahrtspflege nicht hinlangt oder nicht ausreicht. Es wird auch nie an Aufgaben fehlen, seien es nun kulturelle oder soziale, die ohne private Initiative und freie gemeinnützige Tätigkeit gar nicht angefaßt werden können. Auf diesem weiten Gebiet ist die Hilfe der Gemeinnützigen Gesellschaft aus dem Leben unseres Gemeinwesens überhaupt nicht wegzudenken.

Es war bei der Gründungsversammlung der Gesellschaft, am Abend des 27. Januar 1789. Sie fand im Hause des Predigers Suhl statt. Ein auswärtiger Freund, der Suhl besuchen wollte, kam die Straße herauf und sah vor dem Hause des Freundes eine lange Reihe von Wagen stehen. Er fragte einen der Kutscher, was denn da im Hause los sei, und bekam zur Antwort: Se maken en Testament.

Das Testament, das damals gemacht wurde, hat eine Fülle von Segen über Lübeck gebracht. Möge es der Gesellschaft nie an Persönlichkeiten fehlen, die, das Vermächtnis jener edlen Männer im Herzen treu bewahrend, auch den Segen weitergeben von Generation zu Generation.

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun, man kommt wohl eine Strecke.

(Goethe.)

VON DER REFORMATION UND ANNAHME DES EVANGELII ZU LÜBECK

VON JACOB VON MELLE

ZUR 400. WIEDERKEHR DER EINFÜHRUNG DER REFORMATION IN LÜBECK

DIE folgende Darstellung stammt aus der Feder des um die Erforschung der lübeckischen Geschichte und die Beschreibung unserer Stadt hochverdienten Magisters Jacob v. Melle, der seit 1684 als Geistlicher an der Marienkirche tätig war, 1719 Senior wurde und 1743 im 84. Jahre seines Lebens und 60. Jahre seines Amtes verstarb. Der Text steht ungefähr gleichlautend in v. Melles großen handschriftlichen Werken, der „Lubeca religiosa" und der „Ausführlichen Beschreibung von Lübeck", die mehrfach auf der Stadtbibliothek vorhanden sind. Von dem hier abgedruckten Kapitel lag mir außerdem eine in der Deeckeschen Sammlung der Stadtbibliothek vorhandene Abschrift vor, aus der hervorgeht, daß die in glücklicher Volkstümlichkeit gegebene Darstellung unserer Lübecker Reformationsgeschichte auch losgelöst aus dem Zusammenhang der großen v. Melleschen Werke schon früher ihre Liebhaber gefunden hat. Sie klingt übrigens auch in v. Melles „Gründlicher Nachricht von . . . Lübeck", die in mehreren Auflagen erschienen ist, in dem freilich sehr kurzgefaßten Kapitel „Von der Religion und dem Gottesdienst" wörtlich an.

W. Jannasch.

Nachdem sich Anno 1517 D. Martin Lutherus zu Wittenberg hervorgethan und das Licht des Evangeli, welches bis anhero gleichsam unter dem Scheffel gesteckt, durch seine schriftmässige Lehre wieder hervorgezogen und auf den Leuchter gesetzt, so ist der helle Glanz desselben nicht nur denen, die in Ober-Teutschland gelebet, zu Gesicht gekommen, sondern hat nach wenig Jahren auch unsere Väter hiesiges Ortes erleuchtet, die nicht weniger als jene ehemals ihre Zeit in päbstischer Finsternis hatten zugebracht.

Ob aber die Erscheinung solches heilsamen Lichtes unlängst vorher am Himmel vorgebildet worden durch das sonderbare helle Licht, oder den langen feurigen Strahl, so sich Anno 1529 d. 12. Januar über die Stadt Lübeck hat sehen lassen; und des Morgens um 7 Uhr (da es sonst in solcher Jahrszeit noch ziemlich dunkel ist) dermassen um sich geleuchtet, dass man auch die Fliegen an der Wand erkennen können, oder ob diese göttliche Ruthe vielmehr die im Sommer darauf erfolgte sogenannte Schweiss-Sucht (eine neue tödliche Krankheit) habe vorherverkündigt, das lässt man dahingestellt sein. Gleich wie man auch in seinem Werte beruhen lässt, was Heinr. Rehbein, in der geschriebnen Chronic (aus seiner Grossmutter Mutter) von einer alten tauben Wittwe in S. Johannis-Str. erzehlet, nemlich dass Gott derselben, ob er sie wol ihrem Begehren nach, anstatt der Taubsucht jählings blind werden lassen, dennoch wunderthätiger Weise die Ohren geöffnet, dass sie die tröstliche Predigt des Evangelii hören können, welche dazumalen in hiesiger Gegend zu erschallen angefangen.

Dies ist gewisser, daß Anno 1524 auf König Friedrichs von Dänemark Vergünstigung ein Discipul Lutheri sich zu Oldesloe in unserer Nachbarschaft befunden, der alda das Evangelium geprediget und das Sacrament des Altars unter beiderlei Gestalt administriret hat; welches, als es zu Lübeck kund geworden, verursachet, dass die Bürger von dannen häufig nach Oldesloe hinausgelaufen. Allein es ist ihnen solches von der Obrigkeit verboten worden, worauf zwar einige Lübeckische Prediger Augen bekommen, und auch ihres Ortes die päbstischen Missbrauche auf den Canzeln zu strafen angefangen; aber man hat dieselben, auf der Domherrn-Angaben, ihres Amptes entsetzet, und sind also die damaliegen Geistlichen viel zu wachsam gewesen, als dass

PREDIGER JOHANN WALHOF · GEMÄLDE IN DER MARIENKIRCHE
PHOTO J. MAASS, LÜBECK

sie hätten zugeben sollen, dass die neue, von ihnen also ausgerufene Ketzerei Lutheri in die Stadt gekommen wäre.

Vielmehr da sich ein hiesiger Buchführer unterstanden, einige lutherische Bücher und Postillen in die Stadt zu bringen, da haben obgedachte Geistliche nicht eher geruhet, bis ihnen solcher Bücher Censur überantwortet, und folgends, da sie solche für ketzerisch erklärt, öffendlich auf dem Markt verbrannt, durch einen Henker, welches im Jahre 1528 geschehen ist.

Im selben Jahre haben auch zwar zu Lübeck zwei Prediger als M. Andreas Wilhelmi, Pastor zu S. Egidien (und Theolog zum Dom) wie auch Johannes Walhoff, Capellan zu S. Marien, angefangen, das Evangelium zu predigen, allein das ist ihnen bald verboten worden; ja es haben dieselben endlich gar aus der Stadt nebst einem Michael Freund, weichen müssen. Doch sind die Bürger nach wie vor um des Evangelii willen nach Oldesloe, wie auch nach Wismar und anderen Orten hingezogen.

Einer von Stade, namens Johann Osenbrügge, ist auch deswegen, das er etlichen Bürgern geprediget, zu Lübeck in den Thurm geworfen. Jedoch als über vierhundert Bürger vor den Rath getreten und um seine Entledigung angehalten, ist er wieder loss gegeben worden. Wie wol mit der Bedingung, dass er von Stunde an die Stadt räumen und selbiger auf zehn Meilen sich nicht zu nähern mit einem Eide sich verpflichten solte. Als es nun von Ohngefehr geschehen, dass er mit einem Schiffer, der Carsten Düvel geheissen, nach Liefland gesegelt, haben die Widergesinnten ausgebracht: Der Teufel hätte den Ketzer weggeführt.

Als hierauf Anno 1529 die sogenannte Schweiss-Sucht, eine neue Krankheit, deren wir zuvor erwähnet, auf der Nachbarschaft sich eingestellet, da hat man die Schuld dessen dem Evangelio beigemessen und gesagt: da könnte man sehen, wie Gott die ketzerischen Martiner strafe, indem sie wie die Mücken dahinfielen etc. Allein die erste Persohn zu Lübeck, so an der Schweißsucht erkrankt und gestorben, ist eine vornehme Frau gewesen, die von Lutheri Lehre nichts gewusst; wodurch den Feinden derselben bald das Maul gestopft worden. Bei Gelegenheit dieser grassirenden Seuche hat auch zu Lübeck sich befunden ein frommer und gelehrter Mann, Nahmens

D. Antonius Barus, der um des Evangelii aus England gewichen und obgedachte Krankheit zu kurieren gewusst. Dieser, da er siehet, wie sehr man sich hiesigen Ortes dem Evangelio widersetzet, da nimmt er ein deutsches Neues Testament, gehet damit zu einem Ratsherren und bittet ihn, er wolle von Gott den Lohn nehmen und verhelfen dass eines frommen Mannes Testament bestätiget werden möge. Wie nun der Ratsherr fraget, was es für ein Testament sei? sich auch zugleich erkläret, wenn es recht gemacht wäre, so würde E. E. Rath sich nicht weigern, es zu konfirmieren und bestätigen, da antwortete der Doktor: Es ist ein frommer Mann, der heisst Jesus, der hat ein Testament gemacht, und solches mit seinem Tode versiegelt; wann nun E. E. Rath dasselbe auch bestätigen wolte, würde dem lieben Gott ein grosser Dienst daran geschehen. Allein hierauf ist dem Doctor des folgenden Tages die Stadt verboten worden. Nun begabs sich im gedachten 1529. Jahre, dass der Rath der Stadt am 24. August denen vornehmsten erbgesessenen Bürgern und Kaufleuten, wie auch denen Eltesten aus allen Aemptern auf dem Rathhause vortrug, es wäre die Stadt durch langwierige Fehde, in grosse Schuld gerathen, und möchten demnach die Bürger dem Rath beiständig sein, solcher Schuld abzuhelfen, der Rath hätte dazu einige erträgliche Mittel berahmet, worauf man der Bürgerschaft Gutachten vernehmen wolte etc. Allein hierauf gaben die anwesenden Bürger zur Antwort, dass sie die vorgeschlagenen Mitteln nicht bevollworten dürften. Ihr Rath wäre, dass die ganze Gemeinde berufen werden möchte.

Dies geschah am 11. September und wurden die aufgesetzten articul der Gemeinde vorgelesen, welche nach gehaltener Rücksprache, 48 Bürger aus den Zünften und Aemtern erkohr, so da mit dem Rath hierüber ferner handeln, und die articul also mildern solten, dass sie einem jeden erträglich sein möchten. Sobald aber der Rath die 48 Bürger (deren Namen auf einem Zettel übergeben worden) angenommen, rief die Gemeinde, es sollten die Verordneten bei dem Rathe werben, dass in den Kirchen gute Prediger des reinen Wortes Gottes wie zu Hamburg, Braunschweig und Lüneburg möchten bestellet werden, oder sie wolten keinen Pfennig geben.

Nach etlichen Tagen, da 10 von diesen 48 Bürgern diesen Articul von dem reinen Worte Gottes und neuen Predigern vortrugen, hatten sie schlecht Gehör. Der Bürgermeister H. Herrmann Falck fragte die Abgeordneten, ob sie den Punct von den neuen Predigern aus sich selbst vorbrächten oder ob es ihnen von den 48 oder von der ganzen Gemeine befohlen wäre? Unlängst da die ganze Gemeine beisammen gewesen, hätte E. E. Rath von den Junckern und Kaufleuten nicht gehört, dass sie nach neuen Predigern verlangen hätten, doch wollte man ihren Vortrag in Bedenken nehmen. Hierauf antworteten die Bürger: Wofern E. E. Rath diese Articul nicht annehmen würde, so würden die 48 sich nicht erkühnen dürfen, von den Geldarticuln mit dem Rath zu handeln. Worauf der Bürgermeister anfing und sagte: Weil ihr dann ja, ihr frommen Leute, neue Prediger haben wollt, so frage ich, ob denn ihr sammt den Uebrigen euch verschreiben wollet, wofern aus den neuen Predigern und deren Zulassung in dieser guten Stadt etwas Neues entsteht, dass alsdann ihr und die Euren dafür Kayserlicher Majestät und E. E. Rath, zu antworten gedenket? Allein die Bürger erwiederten: Sie merkten wohl, was des Rathes Meinung wäre; es würde derselbe denen gegenwärtigen Geistlichen so lange folgen und gehör geben, bis grosser Zwist und Unruhe daraus entstünde. Sie spüreten an der Gemeine, dass dieselbe Gottes Wort rein und lauter haben wollte; würde nun der Rath dem exempel der Nürnberger folgen und der Gemeinde gute Prediger geben, so würde derselbe gehorsame Bürger behalten, die sich zu allen Schatzungen gern bequemen würden, wo aber nicht, so möchte wohl etwas daraus entstehen, das man nicht verhoffte etc. Nicht lange hernach liess der Rath zum Schrecken der Bürger, damit sie von ihrem Begehren abstehen mögten, diejenigen schätzen und strafen, die der Lehre des Evangelii zugethan waren, zum Exempel: Ein armer blinder Knecht, der Evangelische Psalmen[1] vor den Türen pflegte zu singen, als er unter anderm auch vor des Bürgermeisters H. Joachim Gerckens Hause gesungen, ward der Stadt verwiesen. Casper Bornhauer ward um eines grauen Mönchens[2] willen, welchem er die Wahrheit gesagt, in den Thurm geworfen. Hans

Schultze ward darum, dass seine Knechte deutsche Psalmen gesungen, auf 20 Gulden geschätzt. Ein Buchbinder, Clas Most genannt, ward um deswillen, dass er evangelische Bücher verhandelte, ein Jahr gefänglich gehalten. Wilhelm Steinhauer, ein Bergenfahrer-Gesell, ward darum, dass er in der Fasten Fleisch auf dem Schiffe gegessen hatte, ins Gefängniss geworfen, bis er mit 50 Gulden sich losgekauft. Andere wurden auf eine andere Art gestraft, oder der Stadt verwiesen. Endlich gingen die 48 Bürger vor den Rath und begehrten, es mögten die beiden vertriebenen Priester, Andreas Wilhelmi und Johannes Walhoff wieder hereingerufen werden, so wollten die 48 sich einem E. Rath verschreiben, dass die alten Ceremonien in Kirchen und Klöstern bis zu einem General-Conzilio bleiben sollten.

Indes begab es sich, daß, als ein Capellan zu S. Jacob mit Namen Hildebrand, an S. Nicolai Abend des Morgens frühe predigte, zween Knaben nach der Predigt, als damaligem Gebrauch nach für die Todten gebeten wurde, den Psalm: „Ach Gott vom Himmel sieh darein“[3], in der Kirche zu singen anhuben, welcher von der Gemeine fort bis zum Ende mitgesungen ward. Das ist also der erste deutsche Psalm gewesen, der zu Lübeck öffentlich in der Kirche gesungen worden; davon auch die Gewohnheit entstanden, dass wenn ein damaliger Geistlicher auf der Kanzel etwas vorgebracht, so mit der Lehre des Evangelii nicht übereinstimmte, man alsofort hat angefangen: Ach Gott vom Himmel sieh darein, wodurch ein solcher zu schweigen oder wohl gar von der Kanzel sich herunter zu machen ist genöthiget worden.

Als hierauf am 21./11. December E. E. Rath der Gemeinde die von den 48 beliebte Geldarticul hat wollen vorlesen lassen, da haben zwei von den 48, einer ein Anckerschmid mit Namen Borchert Wrede, der andre ein Rothbrauer, Joachim Sandau genannt, indem sie auf die Wettebank getreten und der letzte das Wort geführt, die Gemeine auf dem langen Hause angeredet: Es wären zwar die Artikeln aufgesetzt, wonach ein jeder würde Geld geben müssen, allein was die Gemeine den 48 befohlen, nämlich dass sie vor allen Dingen bei E. E. Rath sich bearbeiten sollten, dass die Kirchen der Stadt mit neuen Predigern versorget werden, so da Gottes Wort rein und lauter lehreten, das wäre bis daher bei E. E. Rath nicht zu erhalten gewesen; wann es nun der Gemeine hierum noch zu thun wäre, so möchte sie selbst sprechen etc.

Auf diesen Vortrag hat es geheissen: Man wolte keinen articul hören noch Geld geben, man hätte denn Prediger, die Gottes Wort lehreten. Und als Joachim Sandau hierauf ausgerufen: Welche unter der Gemeine Gottes Wort begehrten, die sollten stehen bleiben, welche aber gedächten mit den Pfaffen und Mönchen zu halten, die sollten aus dem Haufe treten, damit der Rath inne würde, wieviele derer wären, die das Evangelium verlangten, da hat niemand aus dem Haufen hervortreten wollen, ausgenommen ein einziger Schweine-Käufer, der sich abgesondert, und dadurch, dass er ein Papist bleiben wolte, sich erklärt hat.

Auf obgedachter beider Bürger Beförderung sind auch denen 48 noch 8 andre zugeordnet worden, die der Gemeine Gutachten dem Rathe haben hinterbringen sollen, so dass der Verordneten Bürger in allen 56 gewesen sind. Welche dann E. E. Rath zu erkennen gegeben, dass die Gemeine kurtzum neue Prediger verlangte. Nachdem sie nun dieses ihr Gewerbe angebracht, sind sie in die Verhörkammer gewiesen, wobei der Letzte unter ihnen, ein Kauffmann, dem Rath heimlich zugerufen: Man dürfte ihres Vorbringen halber nicht erschrecken, es wäre nicht der ganzen Gemeine Begehren, sondern nur etlicher Hans Rangen, dass ist grober und ungeschliffener Leute, die unter dem Haufen „Gottes Wort! Gottes Wort!“ riefen. Wäre diese Rede nachgeblieben, so möchte sich der Rath vielleicht williger finden lassen. Allein, daran fehlte es nun so weit, dass der Rath nachdem er sich besprochen und sechs aus der Verhörkammer, wie auch die ganze Gemeine vor den Rathstuhl gefordert, der regierende Bürgermeister anfing und sagte: E. E. Rath könne sich nicht genug verwundern, warum der gemeine Mann dergestalt über neue Prediger rufen möchte, nachdeme mal je alle Kirchen und mit guten gelehrten Leuten und tüchtigen Predigern besetzt wären. Insonderheit hätte ein Ehrw. Dom-Capitel mit vielen Unkosten den Doctor im Dom von

Cölln holen lassen, einen gelehrten und begabten Mann, der zu Cölln zween Lutherische Ketzern überwunden hätte, dass aber E. E. Rath auf solche Weise, wie zu Hamburg geschehen wäre, Prediger verschreiben sollte, das könnte derselbe vor Kayserlicher Majestät nicht verantworten, es würde dieser guten Stadt auch nicht dienlich sein. Denn man gäbe den Kaufleuten zu bedenken, wie es denen, so in Kaiserl. Majestät Länder hantierten, ergehen würde, wenn man erführe, dass sie in ihrer Stadt die neue Lehre hätte predigen lassen. Hierauf verlangte die Gemeine Rücksprache zu halten, und nachdem dieselbe erlaubt, fiel der Schluß, den sie durch ihre Deputirte dem Rath eröffnete, nochmals dahinaus: man sollte die beiden vertriebenen Prediger M. Andr. Wilhelmi und Johann Walhoff wieder einsetzen, so wollte die Gemeinde zufrieden sein, daß die Kirchen-Ceremonien solange bleiben möchten bis auf ein allgemeines Concilium, davon der Rath den Bürgern hoffnung gemacht, dass in anderthalb Jahren irgendwo eins dürfte gehalten werden. Indessen aber wolte die Gemeine von den Geldarticuln nicht eher etwas hören, bis obgemeldete Prediger wieder hereingerufen wären. Nach solchem Vortrag ging die Bürgerschaft des Abends um 5 Uhr auseinander und ist nicht zu beschreiben, was für ein Getümmel des Tages auf dem Markt und Rathhause gewesen ist.

Was nun mit solchem Ernst und Eifer von der Gemeine begehret worden, das hat endlich der Rath accordirt und zugestanden, massen anno 1530 d. 7. Januar die beiden vertriebenen Prediger M. Andreas Wilhelmi und Johannes Walhoff wieder in ihr Amt gesetzt worden sind. Das ist geschehen auf der Verhörkammer, da ihnen die 4 Bürgermeister, H. Nicolaus Brömse, H. Hermann Plönnies, H. D. Matheus Parkebusch und H. Joachim Gercken, samt dem ältesten Cammerherrn H. Heinrich Kerckring aufgetragen, das Wort Gottes rein und lauter zu predigen, und nach Friede und Eintracht aus zu sein. Worauf diese zween Prediger die Canzel wiederbetreten, sodass der erste zu S. Aegidien, der andre aber zu S. Marien, am andern Sonntag nach dem Feste der heil. Drei Könige das Evangelium geprediget[4]. Allein, das haben die übrigen Geistlichen nicht wol vertragen können, sondern auf die Lehre des Evangelii zu schmähen angefangen, daher die Bürger bewogen worden bei der Obrigkeit um einen Convent anzuhalten, darin die beiden wieder eingesetzten Prediger mit den andern der Religion halber bei verschlossenen Thüren disputiren möchten, mit dem Bescheide, dass, wer dann seine Lehre nicht aus der heil. Schrift verteidigen konnte, dem andern im Predigtampte weichen solte.

Diesen Vorschlag hat zwar der Rath dem Dom-Capitel vortragen lassen, allein demselben ist es nicht gelegen gewesen zu einem solchen Religions-Gespräch sich zu verstehen. Insonderheit soll unter den damaligen Canonicis M. Johannes Rode, Kirchherr zu S. Marien, sich haben vernehmen lassen: die Prädicanten wollen bei Gottes Wort bleiben, und nichts von den Vätern halten; so wissen wir zu der Lehre, die sie vor sich haben, keinen Löffel zu waschen. Am 21. März haben sich viele Bürger in S. Peters Kirche versammelt, denen die 56 klagend vorgebracht, dass E. E. Rath die alten Geistlichen nicht dahin halten wollte, dass sie ihre Lehre entweder vertheidigten oder fahren liessen; etliche haben auch dabei berichtet, wie sich bei Abendszeit viel Volks auf den Dom-Höfen versammelte, andre, wie der Ratsherrendiener sich verlauten lassen, man würde bald sehen, wie die Martiner[5] gestraft würden. Dieses hat ein grosses Gemurmel unter der Gemeine verursacht, welche nach langer Berathschlagung den Entschluss gefasst, dass sie eine Wache bestellen und den folgenden Tag im Dom zusammenkommen wollten. Was aber diessmal vorgegangen und beschlossen worden, das hat man durch acht Bürger dem Herrn Bürgermeister Nicolao Brömse angedeutet, welcher zur Antwort gegeben: Ihm wäre von allem dem nichts bewusst. E. E. Rath hätte mit der Bürgerschaft nichts als Liebes und Gutes im Sinn; er hielte aber für rathsam, dass man die vorhabende Wache zu bestellen unterliesse, weil solches in den umliegenden Ländern und Städten ein übles gerücht erregen möchte etc. Hierauf sind zwar die Bürger den folgenden Tag im Dom zusammengekommen, aber ohne Gewehr, und ist der Haufe grösser gewesen als zu S. Peter, da dann endlich beschlossen worden, man sollte 12 Bürger an E. E. Rath abfertigen,

demselben anzudeuten, dass die Gemeine nicht länger dulden wollte, dass die Pfaffen und Mönche die Canzel betreten und bei den Herrn des Raths einen freien Zutritt hätten, welche letzteren ihre affection gegen dieselben damit satsam genug zu Tage gelegt, dass sie sothane Pfaffen dahin halten wollten, dass sie ihre Lehre durch bescheidenes Disputiren aus Gottes Wort vertheidigten; diesem nach begehrte die Gemeine, E. E. Rath wollte sie folgenden Tag zu Rathhause fordern, denn es sollten und mussten die Pfaffen disputiren oder von der Canzel bleiben. Auf dieses Anbringen hat der Rath geantwortet, es würde auf bevorstehenden Ostern zu Augsburg ein Reichstag gehalten werden, da Kayserliche Majestät sammt den Reichs-Ständen bedacht sein würde, anstalt zu machen, wie es der Religion halber in Deutschland sollte gehalten werden, bis dahin möchte man sich gedulden, und die vorhabende Wache zurücklassen.

Allein da die 12 Deputirte solchen Bescheid der Gemeine zurückgebracht, hat dieselbe dem Rath wieder entbieten lassen: Man möchte den folgenden Tag die Bürger zu Rathaus citiren, oder sie wollten von sich selbst kommen. Worauf die Antwort erfolgte: wenn es ja nicht anders sein könnte, so wollte E. E. Rath die Gemeine fordern lassen; das ist nun den folgenden Tag, als am 2. April, geschehen, da die Gemeine bis am Abend um 6 Uhr auf dem Rathhause versammelt gewesen. Und ob es sich zwar Anfangs seltsam angelassen, so ist doch endlich alles friedlich abgegangen, und von dem Rath und der Bürgerschaft beliebet worden:

1. dass alle Geistlichen, Pfaffen und Mönche, weil sie keine Lust hätten, sich in ein Disputat einzulassen, des Predigtstuhls sich enthalten, und nur allein die neuangenommenen Prediger an der Zahl 5 [6] predigen sollten.

2. dass niemand auf dem Predigtstuel sollte verstattet werden, er wäre denn von E. E. Rath, denen Prädicanten und Verordneten Bürgern dazu bestellet und angenommen.

3. dass ein jeder, dem es beliebte, das heil. Abendmahl in S. Aegidien-Kirche unter beiderlei Gestalt empfangen möchte[7].

4. dass alle Ceremonien in Kirchen und Klöster, bis zum Augsburgischen Reichstage bleiben sollten, wofern aber auf solchem Reichstage nichts sollte beschaft werden, so wollte man sich richten nach den oberländischen Städten, nahmentlich Nürnberg und Reutlingen; was diese thäten, wollte man hiesigen Ortes auch thun etc.

5. dass alles, was bisher zwischen E. E. Rath und der Gemeinde des Evangeli halber wider die Billigkeit wäre vorgelaufen, vergessen und vergeben sein sollte.

Nachdem nun solcher Massen die lautere Predigt des Evangeli und der unverfälschte Gebrauch des heil. Sacramentes verabschiedet gewesen, ist die Gemeine darüber so froh geworden, dass sie sich erboten, Gut und Blut bei dem Rath aufzusetzen, auch von sich selbst begehret, man möchte nur den Bürgern Geldarticul vorlesen, sie wären nunmehro bereit, die selbigen mit Freuden einzugehen usw. Hierauf hat demnach der Rath am Sonntage Judica der Bürgerschaft solche Articul vortragen lassen, die sie alsofort willig angenommen. Es sind auch dazumal 64 Bürger erkoren, die das Geld haben einnehmen und ferner mit der Obrigkeit handeln sollen, dass Gottes Wort möchte gehandhabt werden. Auf deren Beforderung es denn weiter geschehen ist, dass am Palm-Abend zween Rathsverwandten, nemlich H. Cordt Wibbeking und H. Hinrich Castorp nebst dem Secretario M. Lamberto Becker und 12 von den 64 den bisherigen Geistlichen in Kirchen und Klöstern, im Namen E. E. Raths haben angedeutet, dass sie bis auf fernern bescheid des Predigtstuels sich enthalten sollten. Von welcher Zeit an die Evangelischen Prediger alleine die Canzel inne gehabt und dazumahl die stille Woche über ihre Zuhörer fleissig vom heil. Abendmahl unterrichtet, mit der Austheilung desselben aber eingehalten haben, bis auf den andern Sonntag nach Ostern, da zu S. Aegidien die erste deutsche Messe[8] gehalten worden. Wie es nun so weit gekommen, hätte man denken sollen, es würde alles still und ruhig geworden sein; allein es that sich bald darauf eine neue Unruhe hervor. Denn als am Tage Petri-Pauli im gedachten 1530. Jahre, des morgens frühe, das Volk häufig zur Kirchen ging, sahe man am Markt über der Waage, neben

dem Rathhause, an der sogenannten Schandglocke (womit man diejenigen ausläutet, die der Stadt verwiesen worden) eine breite rothe Egge (oder Saum von einem Stücke Tuch) hangen, zwei oder mehrere Ellen lang, und niemand wusste, was es zu bedeuten hätte. Alsbald wurde ein grosser Zulauf auf dem Markt und die 64 kamen auch zusammen. Wie man nun einen Kreis geschlossen, stieg ein Schiffer namens Hinrich Möller auf eine Höcker-Bank, und klagte der Gemeine: Denen Herrn im Rathhause wäre das Evangelium kein rechter Ernst, sie gedächten vielmehr die Pfaffen zu handhaben, und wäre ihnen eine Lust, dass manche in der Stadt sowohl auf das Evangelium als auf die 64 Ausschuss-Bürger ein spöttisch Maul hätten, etc. Insonderheit hätte man sich wegen der rothen Egge an der Schand-Glocke nicht viel Gutes zu dem Rath zu versehen. Denn einige Herrendiener hätten sich verlauten lassen, man sollte nun bald inne werde, wie es den Martinern und 64 gehen würde. Hierauf rief die ganze Gemeine, man sollte die Schlüssel der Stadt-Thore fordern, auf das man wissen konnte, wer da aus- und einginge; aber dieses wurde von dem oben erwähnten Heinrich Möller widerrathen. Nach langem Geschrei stieg ein andrer auf die Bank und fragte, ob die Gemeine die sogenannten 64 wollte bei Kraft und Macht erhalten wissen? Worauf geantwortet wurde: Ja, ja! Er fragte weiter, ob sie auch diejenigen Bürger wollte gestraft wissen, die auf die 64 ein spöttisch Maul gehabt? (worunter besonders ein Barbierer war, der die 64 nicht anders zu nennen pflegte, als, viertehalb Mann und ein Schock, weil er einen dazugehörigen Beutler, seiner kleinen Statur wegen, nur vor einen halben Mann rechnete). Es hiess: wiederum: ja, ja! Endlich fragte er: Ob der Rath folgenden Tages die Gemeine zum Rathhause citieren lassen, und ob man um mehr Sicherheit willen eine Wache bestellen sollte? zu beiden Puncten hiess es: ja, ja! Hierauf wurden einige zu den Bürgermeistern, die in S. Marien waren, gesandt, welche im Namen der Bürgerschaft begehrten, die Bürgermeister mögten zu der Gemeine auf den Markt kommen. Da erschienen die beiden Bürgermeister: H. Nicolaus Brömse und D. Mattheus Packebusch samt etlichen Rathsverwandten, welchen die 64 durch ihren Wortführer liessen anmelden: Es wäre der ganzen Gemeine begehren, den ganzen Rath ohne Verzug zusammenzufordern zu lassen, nachdememal wichtige Sachen vor wären, darüber die Gemeine mit dem Rath zu handeln hätte. Solchen Begehren ward nun zwar allsobald gewillfart, und der Rath zusammenberufen, dem die 64 und der ganze Haufe bis ins Rathhaus folgten. Allein, man richtete diesen Tag nichts aus, sondern die Gemeine ward auf den folgenden Tag wieder beschieden. Da sie sich nun in grosser Menge einstellte, sogar, dass ihrer viele nicht aufs Rathhaus kommen konnten, sondern auf dem Markte stunden und den andern zuriefen, welche auf dem Rathhaus waren, sie sollten zusehen, dass Gottes Wort befördert und den Pfaffen gewehret würde, so ward das Begehren der Gemeine E. E. Rath in vielen articuln fürgetragen, welche endtlich, nach vielen Wortwechselungen von der Obrigkeit eingegangen worden; der Inhalt war: dass in allen Kirchen und Klöstern der Stadt die päpstischen Ceremonien sollten niedergeleget werden, ausgenommen in dem Dom, sintemal E. E. Rath über die Domherren nicht zu gebieten hätte. Hierauf ist die Gemeine des Abends 6 Uhr nach Hause gegangen, nachdem sie ganze 10 Stunden auf dem Rathhause zugebracht. Ungeachtet, dass es so spät gewesen, sind demnach von neuem zwei Rathsherrn und einige aus den 64 nach allen Kirchen und Klöstern gegangen und haben den Geistlichen im Namen des Raths und der Gemeine angesagt, dass sie alles Singen und Klingen und Messehalten und dergleichen Ceremonien, bei willkührlicher Strafe E. E. Raths bis auf weitere Verordnung unterlassen sollten.

Die Nacht darauf ist ein grosses Ungewitter von Donner und Blitz entstanden, jedoch ist des Blitzens und Wetterleuchtens mehr gewesen als der Donnerschläge; welches einige dahingedeutet, dass es geschienen, als hätte sich die Luft und der Himmel selbst von bösen Dünsten reinigen wollen, nachdem die Stadt des Tages zuvor von den päbstischen Missbräuchen gesäubert worden.

Ob nun zwar dazumal oberwähnter Massen den Dom-Herrn annoch ihre Freiheit gelassen ist, den Gottesdienst ihrer Art nach zu verrichten, so hat doch solches auch nicht lange gewäret,

sondern als am 2. Julii, am Fest Visitationis Mariae eben unter der Früh-Messe, ein grosser Haufe von Handwerksburschen und Botsleuten nach dem Dom gelaufen, von denen man nicht gewusst was ihr Vorhaben wäre; so ist unter den Dom-Herrn und Mess-Priestern ein so grosser Schrecken entstanden, dass sie mitten unter der Messe alles stehen und liegen lassen und in ihren Pontificalibus[9] in die Sacristei geflohen sind. Von welcher Zeit denselben, von den 64 und der Gemeine das Singen und Klingen ist verwehret worden. Nicht lange hernach hat E. E. Rath auf ungestümes Nöthigen der 64 alles Silber u. Gold aus den hiesigen Kirchen und Klöstern herausnehmen müssen, welches anfängich auf dem Rathhause, hernachmals aber auf der sogenannten Trese-Kammer, oder Archivo in S. Marien Kirche verwahret worden, und dessen eine so grosse Menge gewesen, dass das Silber allein (wie man sagt) 96 Zentner soll gewogen haben. Wie wohl solcher Kirchenschatz nachgehends bei vermehrter bürgerlichen Unruhe, theils um ein Geringes an die Goldschmiede verkauft, theils aber auf des unzeitigen Bürgermeisters, Jürgen Wullenweber Anstiften zu den Kosten des holsteinischen Krieges ist verwendet worden.

---

[1] Unter „deutschen Psalmen" verstand man damals evangelische Kirchenlieder, insbesondere die M. Luthers. [2] Franziskaner aus dem Katharinenkloster. [3] Luthers bekannte, noch heut gesungene Umdichtung des 12. Psalms. [4] Wilhelmi oder Wilms war mithin erster evangelischer Prediger an St. Ägidien, von wo er später an den Dom berufen wurde; er starb 1557. Johann Walhoff, predigend auf unserer Bilderbeilage dargestellt, war erster evangelischer Pastor von St. Marien; er starb 1543. [5] Die Lutheraner. [6] Zu den fünf evangelischen Predigern gehörte auch der berühmte erste Pastor von St. Jakobi, Peter Christian v. Friemersheim, der schon 1526 in St. Jakobi eine evangelische Predigt gehalten haben soll; sein Bild hängt in St. Jakobi rechts unter der kleinen Orgel. [7] In dieser Kirche wurde auch zuerst „deutsch" getauft. [8] d. h. evangelischer Predigt- und Abendmahlsgottesdienst. [9] Priestergewänder.

DOKUMENTE AUS DEN ANFÄNGEN DER GEMEINNÜTZIGEN GESELLSCHAFT

SCHRIFTLICHE AUFFORDERUNG ZUR GRÜNDUNG DER GESELLSCHAFT VON LUDWIG SUHL, PREDIGER AN ST. PETRI, IM DEZEMBER 1788

Es ist wohl kein Ort von einiger Bedeutung in unserm teutschen Vaterlande, in dem nicht irgend eine größere oder kleinere literarische Verbindung gefunden würde. Selbst Danzig, Bremen und Hamburg zeichnen sich auch von dieser Seite sehr vorteilhaft aus. Bei uns ist dergleichen vielleicht auch dann und wann entworfen oder angefangen, aber bis jetzt nicht bestanden. Wenigstens zur Zeit leben wir alle, die wir mit wahrer Neigung uns den Wissenschaften ganz widmen oder ihnen doch unsere Nebenstunden gerne schenken, wir leben, wenn uns nicht andere Zufälle verbinden, von dieser Seite her so isolirt, daß wir uns einander nur dem Namen nach kennen.

„Tue zwölf eckige Steine in zwölf Säcke und rüttle sie, sie werden immer eckig bleiben. Tue alle zwölf in einen Sack und rüttle sie, sie werden sich wechselweise schleifen," sagte Yorik. „Il faut bien frotter notre cervelle contre celle d'autrui," sagte Montaigne und dachte dabei an die Messerklinge, wie sie schärfer wird am Wetzsteine, und an den Feuerstein, wie er gegen Stahl geschlagen Funken gibt.

Doch wir bedürfen nicht einmal dieser Autoritäten irgend eines Montaigne oder Yorik. Unser eigenes Gefühl sagt uns überzeugend genug, daß irgend eine literarische Verbindung sehr wünschenswert und in manchem Betrachte ein wahres Bedürfnis sei.

Unsere gute Stadt ist ihrer natürlichen und politischen Lage gemäß unmittelbar am meisten auf praktische Handelsgeschäfte bedacht und es wäre wohl nicht einmal patriotisch sie zu einem glänzenden Schauplatze wissen(schaf)tlicher Auftritte umgebildet zu wünschen. Auf einer Akademie, wo alles in den Wissenschaften lebet und webet, kann, der Regel nach, Handlung und alle Betriebsamkeit derselben nicht aufkommen. An einem blühenden Handlungsorte ist das Verhältnis fast umgekehrt. Gegen diese natürliche und sogar nützliche Subordination wird sich kein bescheidener Kosmopolit oder Patriot je auflehnen wollen.

Übrigens bleibt es eben so wahr, daß auch mitten in einer ganz merkantilischen Stadt kleine literarische Anstalten sehr nützlich und schicklich sind, daß dadurch manches Gute, was sich absehen oder nicht absehen läßt, gestiftet werden könne.

An der Möglichkeit ist nicht zu zweifeln; die wirkliche Ausführung werde nun das Werk unseres guten Willens.

Verschiedene Freunde, die sich kennen und schätzen, wiederholten einander oft diese frommen Wünsche. Bisher sprachen sie nur darüber. Jetzt fühlen sie sich besonders mutig und aufgelegt einen tätigen Versuch dieser Art wenigstens anzufangen.

Es ist die Rede von einer Gesellschaft, die nur aus Männern zu bestehen wünscht, welchen an wissenschaftlicher Unterhaltung gelegen ist. Diese Männer versammleten sich etwan wöchentlich, verbannten alles Kartenspiel und jede schmausende Üppigkeit aus diesen Versammlungen und wären nur bei einander, um zu unterrichten oder unterrichtet zu werden.

Dieses Zweckes eingedenk verläugneten sie die Zeit des Beisammenseins hindurch alle sonstige Unterscheidung des Ranges oder Amtes, alle Autorität des Alters, des Wissens oder Könnens.

Nach Neigung, Kraft und Muße verteilten dann diese Männer manche nützliche literarische Arbeit unter sich. Jeder, der irgend ein wissenschaftliches oder Kunstfach übernommen hätte,

referirte daraus von Zeit zu Zeit das Neueste und Wichtigste, was ihm in seinem Fache aus gelehrten Zeitungen, Journalen, eigener Korrespondenz usw. bekannt würde.

Einer unterhielte etwan mit physikalischen Versuchen, ein andrer mit eigenen Vorlesungen, ein dritter kommentierte über irgend ein wichtiges Buch oder einzelne Stellen daraus.

Sollte die Ernte nicht groß genug werden, wenn nur erst fleißige Arbeiter beisammen sind? Je kleiner wir anfangen, desto mehr frohe Hoffnung dürfen wir hegen, daß es nicht beim Anfangen nur bleiben werde.

Über das volle Detail dieser Arbeit, über Ort und Zeit der Zusammenkünfte, genauere Angabe der nötigsten Bedürfnisse überhaupt und andre eigentlich gesetzmäßige Verfügungen erwarten wir die Resultate weiterer Verabredungen mit allen Teilnehmenden.

Endesunterschriebene bitten jeden literarischen Freund, dem sie diesen allgemeinen Vorschlag mitteilen werden und der einiges Wohlgefallen daran findet, mit ihnen in diese weitere Verabredung zu treten und sich fürs erste nur darauf mit seiner Namensunterschrift zu verpflichten. Diese Unterschrift ist noch durchaus keine Verbindlichkeit zu irgend einer Geldausgabe, überhaupt zu keinem Zwange. Man verspricht nur damit, unsern Deliberationen über die mögliche und wirkliche Entstehung einer bloß literarischen Gesellschaft Ohr und Rat zu leihen. Sollte unsere Absicht weiter fortrücken, sollte dem Unterschriebenen dann noch diese Art des Fortgangs gefallen, so ist und bleibt er Kraft dieser Namensunterschrift unser künftiges Mitglied. Wir bitten um belehrende Winke, Wünsche und Vorschläge, die wir nach unsern besten Kräften zu benutzen suchen werden.

Unterzeichnet hatten: Prediger Ludwig Suhl, Domsyndicus Dr. Christ. Ad. Overbeck, Lic. der Rechte Dan. Friedr. Hasentien, Obergerichtsprokur. Math. Eberh. Kröger, Kaufm. Joh. Nonnen.

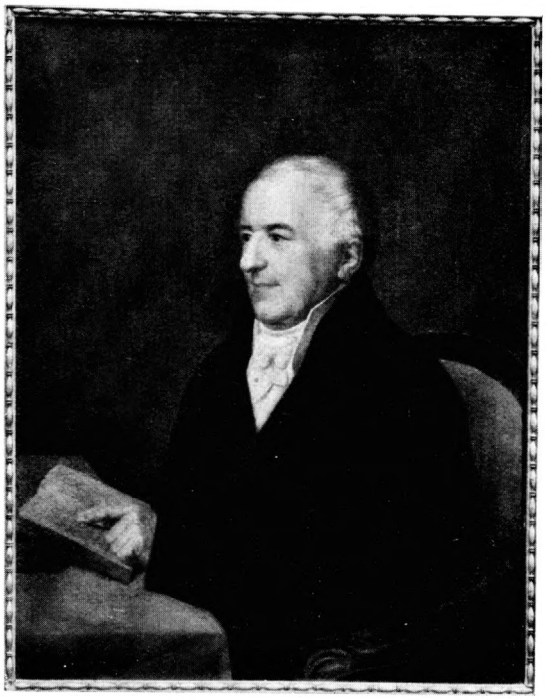
INAUGURALODE, VORGETRAGEN IN DER VERSAMMLUNG DER GESELLSCHAFT AM 10. FEBRUAR 1789 VON DOMSYNDICUS DR. CHRISTIAN ADOLF OVERBECK

Der Zwietracht Geissel ängstigt schwirrend noch
Den wunden Erdkreis! Könige drohn! Es brüllt
Borysthenes[1], und racheschnaubend
Ister[2], verbündet mit Ozeanen!

Zu gleichen Waffen eilt mit der Horde Schwarm
Die sanft're Volksart. Zürnend am Kaukasus
Und an des Belts umrauschten Strande
Rollen des getischen[3] Mavors[4] Donner!

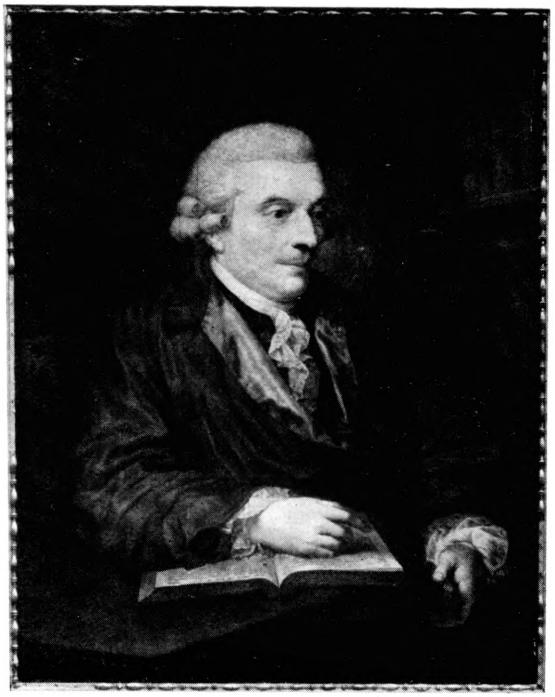
Gescheucht aus euren Tempeln, wo flieht ihr hin,
Bedrängte Musen? Kommt, wo das Schwert nicht rast,
Kommt, in der holden Freyheit Schatten
Friedliche Wohnungen anzubauen!

Des Goldes ersättigt, das den Paktolus[5] schwellt,
Fleht euch, ihr Musen, aus dem kastalischen
Lichthellen Born, um eine Spende
Weihender Tropfen, die stille Trave,



ÖLGEMÄLDE IM GROSSEN SAAL DER GEMEINNÜTZIGEN GESELLSCHAFT
PHOTO J. MAASS, LÜBECK

LUDWIG SUHL, SOHN DES AM 12. MAI 1782 VERSTORBENEN M. LUDWIG SUHL, PASTORS AN ST. ÄGIDIEN, WURDE GEBOREN IN LÜBECK AM 11. NOVEMBER 1753. UM OSTERN 1772 BEZOG ER ZUM STUDIUM DER THEOLOGIE DIE UNIVERSITÄT IN JENA UND ZWEI JAHRE SPÄTER DIE UNIVERSITÄT IN LEIPZIG. UM MICHAELIS 1775 KEHRTE ER IN DIE VATERSTADT ZURÜCK UND WURDE ALSBALD UNTER DIE ZAHL DER KANDIDATEN DES MINISTERIUMS AUFGENOMMEN. AM 16. JUNI 1779 WURDE ER ZUM SUBREKTOR AM KATHARINEUM UND ZUM BIBLIOTHEKAR DER STADTBIBLIOTHEK ERWÄHLT, WELCHE ÄMTER ER BIS ZUM JAHRE 1783 MIT DER GEWISSENHAFTESTEN TREUE VERWALTETE. IN DIESEM JAHRE TRAT ER AUS DEM SCHULAMTE IN DAS PREDIGTAMT AN DER ST.-PETRI-KIRCHE UND WIRKTE AUCH HIER NICHT MINDER TREU UND SEGENSREICH IN EINER REIHE VON ZEHN JAHREN. NUR DIE IMMER MEHR ZUNEHMENDE SCHWÄCHE SEINER BRUST, DIE IHN AM PREDIGEN FAST GÄNZLICH HINDERTE, KONNTE IHN BEWEGEN, DAS IHM LIEBGEWORDENE AMT NIEDERZULEGEN UND ES ZU VERTAUSCHEN MIT DEM EINES ASSESSORS AM LÜBECKISCHEN DOMKAPITEL, IN WELCHER STELLUNG BESONDERS DIE SPEZIELLE BESORGUNG DER GESCHÄFTE DES DOMKAPITELSCHEN KIRCHEN-, SCHUL- UND ARMENWESENS, SOWIE DIE RECHNUNGSFÜHRUNG DER DOMKAPITELSCHEN SCHUL- UND ARMENKASSEN IHM OBLAG. DIE AUFHEBUNG DES DOMKAPITELS IM JAHRE 1803 NAHM AUCH IHM DIESE WIRKSAMKEIT. SUHL BESCHÄFTIGTE SICH NUN, WIE SCHON FRÜHER, VORZÜGLICH MIT DER BILDUNG UND ERZIEHUNG EINZELNER JÜNGLINGE DER HEIMAT UND DES AUSLANDES, BESONDERS SOLCHER, DIE SICH AUF DEN HANDELSSTAND VORBEREITEN WOLLTEN, BIS IM JAHRE 1808 SEINE VORBEREITUNG AUF DIE JURISTISCHE LAUFBAHN BEGANN, WORAUS SEIN AUFENTHALT IN KIEL UND SEINE PROMOTION ZUM DOKTOR DER RECHTE DASELBST (1809) ERFOLGTE. DARAUF LEBTE ER ALS ANWALT UND, VOM AUGUST 1811 BIS ZUM MÄRZ 1813, ALS FRIEDENSRICHTER IN LÜBECK, AUCH IN DIESEN WIRKUNGSKREISEN DIE ALLGEMEINSTE ANERKENNUNG SICH GEWINNEND. ER STARB, GLEICH GEEHRT ALS MENSCH, GESCHÄFTSMANN UND GELEHRTER, TIEF BETRAUERT VON SEINEN ZAHLREICHEN FREUNDEN, AM 3. JANUAR 1819.



GEMÄLDE VON FRIEDRICH CARL GRÖGER
IM GROSSEN SAAL DER GEMEINNÜTZIGEN
GESELLSCHAFT · PHOTO J. MAASS, LÜBECK

JOHANN JULIUS WALBAUM WURDE GEBOREN IN WOLFENBÜTTEL AM 30. JUNI 1724; SEIN VATER, JOHANN KONRAD, TRIEB IN DIESER STADT DAS GEWERBE DER BRAUEREI. KAUM HATTE WALBAUM DAS DREIZEHNTE LEBENSJAHR ERREICHT, ALS ER SEINEN VATER DURCH DEN TOD VERLOR; ER MUSSTE NUN, TROTZ SEINER JUGEND UND WIDER SEINE NEIGUNG, IN VERBINDUNG MIT DER MUTTER DAS VÄTERLICHE GEWERBE FORTSETZEN. VIER JAHRE BEHARRTE DER FOLGSAME SOHN BEI DEM FÜR IHN GEWÄHLTEN BERUFE. DIE VIELE MÜSSIGE ZEIT, WELCHE DERSELBE IHM LIESS, VERWANDTE ER INDES AUF DAS LESEN GUTER BÜCHER UND AUF DIE GÄRTNEREI. DADURCH ERWARB ER SICH EINIGE KENNTNIS VON PFLANZEN, DIE IHM SO GROSSE FREUDE MACHTE, DASS SEIN WISSENSTRIEB IN DIESEM FACHE IMMER HÖHER STIEG. ER BESUCHTE ZU DEM ENDE BEFREUNDETE KUNSTGÄRTNER, UM VON IHNEN NAMEN UND KULTUR DER PFLANZEN ZU ERLERNEN. IN DIESEM UMGANGE NUN STEIGERTE SICH SEINE NEIGUNG ZUR KRÄUTERKUNDE SO SEHR, DASS ER, UM SIE RECHT BEFRIEDIGEN ZU KÖNNEN, IM SIEBZEHNTEN JAHRE SEINES ALTERS DEN MUT FASSTE, DIE ARZENEIKUNST ZU STUDIEREN. ER GING ZU DIESEM ZWECKE, NACH GEHÖRIGER VORBEREITUNG, IM JAHRE 1745 AUF DIE UNIVERSITÄT IN HELMSTÄDT UND ZWEI JAHRE SPÄTER NACH GÖTTINGEN, WO ER 1749 DIE WÜRDE EINES DOKTORS DER MEDIZIN ERWARB. GEGEN DAS ENDE DES LETZTGENANNTEN JAHRES KAM WALBAUM NACH LÜBECK, UM SICH ALS PRAKTISCHER ARZT HIER NIEDERZULASSEN; ALS SOLCHER WAR ER BIS ZU SEINEM TODESTAGE AM 21. AUGUST 1799 UNERMÜDET TÄTIG, DIE LIEBE UND DIE ACHTUNG ALLER SEINER MITBÜRGER IN EINEM SELTENEN MASSE SICH ERWERBEND. SEINE GELEHRTEN NATURHISTORISCHEN ARBEITEN HABEN EINEN BLEIBENDEN WERT; IHNEN HATTE ER ES ZU DANKEN, DASS IHN DIE BERLINER GESELLSCHAFT NATURFORSCHENDER FREUNDE IM JAHRE 1782 UND DIE FREIE ÖKONOMISCHE GESELLSCHAFT IN ST. PETERSBURG IM JAHRE 1792 UNTER DIE ZAHL IHRER MITGLIEDER AUFNAHM.

Der Elbe Schwester, Lübecks Ernährerin,
Hier, wo sie zwischen Hügeln in Thetis[6] Schoß
Hinabwallt, klein doch nicht unrühmlich
Unter den Göttern des Meeres erscheinend.

An ihren Ufern weilte gedankenvoll
Den Bund der Städte schirmend, Merkur, da nicht
Zu sehr geschreckt von Roms Bewundrung,
Neben die Herrscherin, Hansa hintrat,

Thuiskons[7] Tochter. Mächtige, rief er aus,
Erlernet hier, was blühend die Staaten macht,
Den edlen Fleiß, der unter fremder
Sonne beneidete Garben sammelt!

Des Zieles Schimmer strahlten. Da flogen sie
Den schönen Streitlauf: du, mit der Freyheit Kranz,
Batavien, und du, den Trident,
Albion, schwingend mit Götterhoheit!

Im Busen Flammen, zürnend der Nachbarin
Vor Ehrbegier, trat Gallien auch hervor,
Und von des Pols beeisten Gipfeln
Russien, neue Gesetze kündend.

Noch andere stritten, alle des Sieges werth.
Und stolzer, als sie kommen die Edlen sah,
Und in die Zukunft Blicke sendend,
Wandte Teutonia sich, mit jenem

Still heitren Lächeln, das von des Weisen Stirn
Herabträuft, wenn er, den, der die Aussenthat
Nur diese kennt, den Ruhm verachtend,
Späterm Verdienste bescheiden weichet.

Ach warum ging der Fliehenden nicht mit Eil,
Mit sorgsam treuem Blick, die Geschichte nach?
Warum besang keines Barden Leyer
Thaten, der Ewigkeit besser würdig

Als Hektors? Furchtbar woget der Zeiten Strom!
In ihren Abgrund stürzt die Vergessenheit
Der Tugend Denkmal! nur sie selbst kann
Über das Schicksal hinaus sich heben.

---

[1] Antiker Name für Dnjepr. [2] Desgleichen für die untere Donau. [3] Geten ein Volksstamm des Altertums im heutigen Rumänien. [4] Mars. Die beiden ersten Strophen spielen an auf den russisch-österreichisch-türkischen Krieg von 1787 bis 1792. [5] Ein Fluß bei Sardes in Kleinasien, im Altertum wegen seines Goldsandes berühmt. [6] Göttin des Meeres. [7] Nach Tacitus Stammvater der westgermanischen Stämme.

AUS DEN VERFASSUNGSPUNKTEN VOM JAHRE 1795

Von dem Zwecke der Gesellschaft

Die zu Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit seit mehrern Jahren hier zusammengetretene Privatgesellschaft bekennet sich zu einem gedoppelten Zwecke. Sie will jenen gemeinnützig-thätigen Sinn einmal unter ihren eigenen Mitgliedern, und fürs andere ausserhalb ihres Kreises, befördern.

In Hinsicht des erstern Zweckes eröffnet

1. das freundschaftliche Beisammenseyn von Männern aus allen Ständen, die Eifer für die Wissenschaften beseelet, oder deren Geist und Herz doch den Beruf begründet, zum gemeinen Wohl thätig zu seyn, an sich schon eine nahe Gelegenheit, das, was Jedem von ihnen, entweder durch Lektüre, oder aus Erfahrung, besonders nützlich erschien, allgemeiner bekannt zu machen, zur näheren Prüfung zu empfehlen, und durch die Mittheilungen Anderer sich selbst zu belehren, wenigstens den Eifer, durch seine Kenntnisse zu nützen, neu zu beleben.

   Noch näher hiezu zu wirken, sind

2. die in den Versammlungen zu haltenden Vorlesungen bestimmt, die, in so fern sie
   a. eigene Ausarbeitungen sind, schon als Produkte einer freiwilligen Anstrengung des Geistes, ohne Rücksicht auf ihren Gegenstand, sobald sie nur eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung gewähren, für zweckmäßig geachtet werden müssen. Sie werden es noch mehr, da die Gesellschaft bestimmt, daß ihr Inhalt nicht aus Fakultäts-Wissenschaften hergenommen seyn darf, und am liebsten solche Abhandlungen wünscht, die mit dem andern, hernach genauer anzugebenden Zwecke der Gesellschaft vereinbar, und, näher oder entfernter, zu dessen Erreichung beförderlich sind.

      In so fern diese Vorlesungen aber

   b. Auszüge aus älteren oder neueren Werken deutscher oder fremder Nationen, oder Uebersetzungen neuer Schriften des Auslandes sind, gewähren sie den Nutzen, theils Mehrere mit Schriften näher bekannt zu machen, die sie, aus Zeitmangel, oder als an ihr Berufs- und Lieblings-Studium nur von weitem angränzend, vielleicht ganz übersehen, wenigstens keiner besonderen Aufmerksamkeit gewürdiget hätten, theils einzelne, zum Zweck der Gesellschaft dienende schätzbare Bemerkungen aus Werken hervorzuziehen, worin man sie, dem Titel nach, weder gesucht noch erwartet hätte.

Der andere, nicht minder wichtige, Zweck der Gesellschaft ist: Ausser dem engen Kreise ihrer Mitglieder, in dem Staate, in welchem sie gegründet ist, gemeinnützige Thätigkeit zu befördern. Alles also, was

a. im Allgemeinen auf die Erhaltung der Existenz des Menschen, — sofern das die erste Bedingung aller Thätigkeit ist, und das Leben jedes Bürgers fürs gemeine Wesen einen unschätzbaren Werth hat, — einen wohlthätigen Einfluß haben dürfte; alles,
b. wodurch richtige Begriffe über gemeinnützige Thätigkeit und deren Gegenstände, unter allen Volksklassen erleichtert und befördert werden können; alles endlich, was
c. die Entwicklung mechanischer Fertigkeiten, um damit in und ausser dem ordentlichen Berufe nützlich zu werden, begünstigt, gehöret in den Plan der Gesellschaft, doch nur so weit, als es mit der einmal bestehenden, von ihr pflichtmäßig für unverletzlich geachteten, Staatsverfassung vereinbar ist.

So wie also die Gesellschaft bereits, was den ersten Punkt betrift, Rettungsanstalten für Ertrunkene einrichtete, und den Faustischen Gesundheitskatechismus austheilen ließ, eben so wird sie fernerhin, auswärtige Schriften, Anstalten und Einrichtungen, die auf Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Menschen, oder auf Entfernung drohender Gefahren, abzwecken,

kennen zu lernen suchen, prüfen lassen, wenn sie anwendbar sind, sie auszuführen streben, oder doch ihre Mitbürger damit bekanntmachen, und eingerissenen Vorurtheilen und schädlichen Gewohnheiten, in Absicht auf Gesundheit und Leben, entgegenwirken.

In Ansehung des zweiten Punktes wird die Gesellschaft, in Verhältniß ihrer Kräfte, und soweit Lokalumstände es erlauben, der Unwissenheit und den Vorurtheilen des großen Haufens, in der speciellen Hinsicht, da sie dem Bürgerlichen Wohlstande, und der Beförderung der Indüstrie hinderlich sind, entgegenwirken, durch Anempfehlung oder Vertheilung dazu dienlicher Schriften, durch Abfassung belehrender Aufsätze in hier cursirenden Blättern, durch Stiftung oder Beförderung zweckmäßiger Unterrichtsanstalten, Aufmunterung geschickter Lehrer, u. s. w.

In Absicht des dritten Punkts wird die Gesellschaft es sich angelegen seyn lassen, neue Erwerbzweige aufzusuchen, ihre Tauglichkeit überhaupt, und besonders ihre Anwendbarkeit bei uns, sorgfältig zu prüfen, die, mit Rücksicht auf Lokalverhältnisse, tauglich befundenen öffentlich zu empfehlen, und ihre Einführung möglichst zu erleichtern. Zu mehrerer Aufnahme der hieselbst schon bestehenden Gewerbe, wird die Gesellschaft die an anderen Orten geübten Erfindungen, und durch Erfahrung bewährten Gewerbsvortheile, hier bekannt machen, und die Anwendung derselben bei uns, durch Prämien und andere Mittel, zu befördern suchen. Die Gesellschaft wird sich bemühen, durch Anleitung, durch Beispiel und Belohnung, den einheimischen Kunstfleiß zum Wetteifer mit ausländischem zu wecken, und selbst in der Hinsicht Vorschläge und Versuche wagen, um durch vermehrte Gelegenheit zu nutzbarer Thätigkeit, die täglich sich häufenden Klagen über Nahrungslosigkeit, so viel thunlich, selbst zu vermindern, oder doch ihre Verminderung vorzubereiten. Sie wird der Vervollkommung des Landbaues, der besseren Benutzung der Natur- und Kunstprodukte, und der Erweiterung ihres Absatzes, eine den Umständen angemessene Aufmerksamkeit widmen. Alles dieses jedoch, wie gesagt, ohne Einmischung in die Staatsverwaltung, ohne irgend eine, mit hiesiger Verfassung nicht verträgliche, Anmaaßung. Die Gesellschaft will zunächst nur durch Beförderung des Glückes der Individuen, den Nutzen des Staates zu befördern suchen, und vorzüglich bei solchen Veranlassungen wirksam seyn, bei welchen am vortheilhaftesten durch selbstgewählte Vereinigung guter Bürger, ohne Misbilligung der Gesetze, Gutes gewirket werden kann.

ANSPRACHE DES GRAFEN MOLTKE, VORSITZENDEN MEISTERS DER LOGE ZUM FÜLLHORN, VOR DER LOGE AM 9. JANUAR 1798

„M. BBr.! In Lübecks Mauern ist eine dritte Loge entstanden, von welcher es Pflicht meines Amtes ist, Ihnen Nachricht zu geben. Die Brüder dieses Bundes tragen keine Ordenszeichen. Sie haben keine Ordensgrade, kennen kein Ordensritual. Sie bearbeiten aber sehr wesentliche Zwecke unseres Bundes. Sie begeben sich in Hütten des Elends, dort trocknen sie Tränen, dort stillen sie Jammer. Sie öffnen neue Nahrungsquellen, wecken schlummernde Kräfte des Fleißes, wachen über die Erziehung hülfloser Kinder, retten Unglückliche, lohnen schöne Taten. Ihr rastloser Eifer verscheucht den bösen Dämon der Trägheit. Auf ihr Geheiß erscheint der milde allbelebende Genius gemeinnütziger Tätigkeit. Ihm haben sie sich geweiht. Seinen Namen tragen sie, tragen ihn nicht umsonst. Ein talentvoller würdiger Mann aus unserm Orden ist Erster dieses Bundes. Die Vorsteher desselben wurden bis jetzt aus unserm Kreise gewählt, viele Mitglieder der Verbrüderung sind Mitglieder der unsrigen. Man liebt ja seine nächsten Verwandten oder sollte sie lieben, zumal wenn sie wert sind der Achtung und der Liebe. Näher kann durch Ähnlichkeit der Zwecke, durch Indentität vieler Mitglieder keine Gesellschaft mit uns verwandt sein. Ihre Versammlung ist ein praktischer maurerischer Tempel, und alle Tempel dieser Art gefallen

der Gottheit, welche mit segnendem Auge auf jede Werkstätte des Wohltuns, auf jede Pflanzschule des Wahren und des Guten niederschaut. Lassen Sie uns, m. BBr., (es ist die erste Bitte, welche ich im neuen Jahre an Sie wage), lassen Sie uns — ich beschwöre Sie bei Ihrem Patriotismus und bei Ihrer Männertugend — wirksamen Anteil nehmen an den Arbeiten dieser praktischen Loge, damit wir hoffen mögen, zu teilen mit ihr den Ruhm und den Lohn ihrer guten Werke. Lassen Sie uns die Kräfte und Mittel dieser Verbündeten zu stärken, zu mehren streben. Nicht müsse uns genügen, Blumen des Lobes auf den neuen Altar zu streuen. Wir wollen heiliges, nährendes Öl gießen in die geweihte Flamme, daß sie allgemeinere, wohltätigere Wärme verbreite, daß sie höher emporsteige und erneutes Heil herüberleite auf uns, die wir leben und die nach uns leben werden."

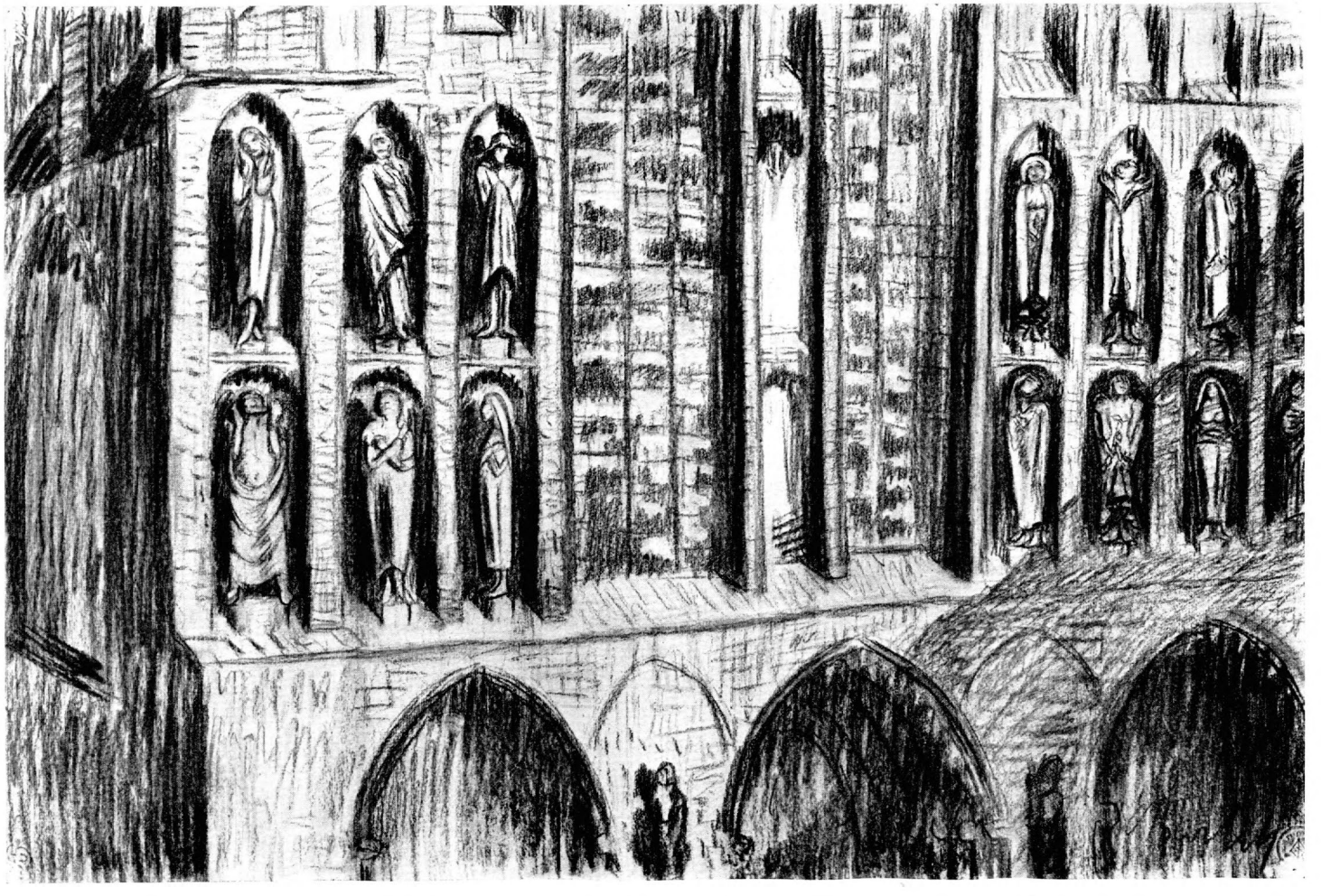
SELBSTBILDNIS VON E. BARLACH

EINE AUFGABE UND EIN GESCHENK

NOTIZEN ZU ERNST BARLACHS NEUEREN BILDWERKEN, SCHRIFTEN U. PROJEKTEN

VON **CARL GEORG HEISE**

ERNST BARLACH, der große norddeutsche Bildschnitzer, wohnt einsam in Güstrow, in der Stadt, deren Dom jene kühnen, wild bewegten Apostel des Claus Berg beherbergt, die man als Ahnherrn seiner Kunst bezeichnen könnte. Seine Werkstatt, schlicht wie die eines Handwerkers, liegt abseits, dort, wo auf noch unfertig bebautem Gelände die neue katholische Kirche sich erhebt. Die Glocke läutet zum erstenmal, heute ist sie vom Bischof geweiht. Ein moderner Backsteinbau, nicht ohne architektonischen Reiz, mehr modisch-geschickt indessen als überzeugend erfunden aus dem Geist der Aufgabe. Innen aber auf den Altären stehen Heiligenbilder von einer so verzweifelt süßlichen Konventionalität, daß man erschüttert an das Ende aller Heiligenbildnerei glauben möchte, nicht Werke eines frommen Herzens, sondern geistlose Klischees längst vergangener Gläubigkeit. Gegenüber wohnt Barlach. Hier in seinem bescheidenen Arbeitsraum sind in den letzten Jahren die mächtigen Werke religiöser Kunst entstanden,



SKIZZE ZUR „GEMEINSCHAFT DER HEILIGEN" AN DER KATHARINENKIRCHE

mit denen der fast Sechzigjährige in neuem Anlauf zu monumentaler Form sein Volk beschenkt hat: das Ehrenmal im Dom zu Güstrow, das seltsam schwebende, unvergeßlich wehmutsvoll zur Seele redende; das Wahrzeichen der Heiligen-Geist-Kirche in Kiel, ein Engel mit erhobenem Schwert, den Dämon in Tiergestalt zertretend. Und halb vollendet — man hört, wenn man eintritt, die harten Schläge aufs Holz niedersausen —, das Gefallenen-Denkmal für den Magdeburger Dom. Das ist bisher das eindrucksvollste Werk. Drei aufrechte Monumentalgestalten, im Stahlhelm der rechts und der links, der mittlere mit dem Kreuz, größer als die andern. Darunter drei Kauernde: ganz verhüllt die linke trauernde Gestalt, starrend vor Entsetzen, mit visionärem Antlitz der Mann zur Rechten, in der Mitte der Tod, nicht drohend und nicht tröstend, durch sein schlichtes, grauses Dasein ergreifend wie Bilder des Mittelalters. Weckt die protestantische Kirche diese stärkeren schöpferischen Kräfte? Wer wagt die Frage zu bejahen?! Barlach mit seinem herrlichen, grau umwallten Prophetenkopf sieht nicht aus, als bände ihn ein kirchliches Bekenntnis, aber er ist ein wandelndes Zeugnis für den einen Glauben, der uns alle heute noch zu binden vermag: den Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen.

Nichts anderes ist im Grunde sein Lebenswerk als Zeugnis für die Verbundenheit im Geist aller Kämpfenden, Leidenden, von Gott begnadeten, von Gott gestraften, der sinnlos und wütend sich Wehrenden sowohl als der selig Inspirierten, der Heiligen wie der Rebellen — sofern nur der Geist sie treibt. Abwandlungen dieses großen Themas sind seine schönsten Bildwerke, vor allem aber die unerschöpfliche Zahl seiner Skizzen. Dort stehen sie, die Gezeichneten Gottes, mit geballten Fäusten, in Ketten, den Kopf im Block, trotzend, drohend, verzweifelt oder glückselig, innig versunken, lauschend, wie verklärt vom sanften Hauch der Offenbarung.

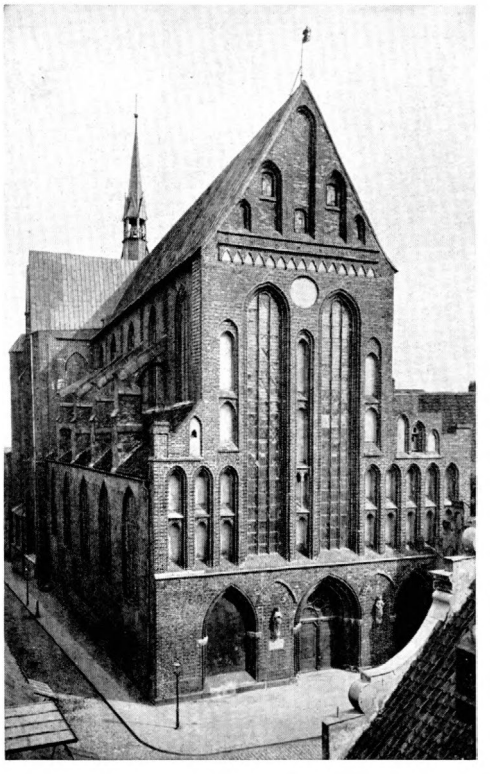
In der Welt dieser Gestalten verging der banale Wunsch, ein kleines Werk, den Finanzen unseres Lübecker Museums angepaßt, vom Meister einzuhandeln. Vor mir stand fordernd der Gedanke auf, daß nur ein großer Auftrag — und einer, den einzig unsere Stadt vergeben könnte — die Kräfte des alternden Meisters anzuspannen vermöchte zur Krönung seines Lebenswerkes, zur zusammenfassenden Darstellung jener heiligen Gemeinschaft, die bisher nur verheißendes Bruchstück geblieben ist. Keine Kirche wird heute den Mut finden, eine Darstellung dieses tiefsten und gerade jetzt lebendigsten, zugleich aber ketzerisch freiesten religiösen Urgedankens sich zu bestellen, keine Kirche ist stark genug dazu — und doch kann nur eine Kirche es sein, mit deren altgeweihter Architektur sich solches Werk zu volkstümlich eindringlicher Wirkung verbinden könnte. Wir haben in Lübeck eine gotische Kirche, künstlerisch höchsten Ranges, die heute keiner religiösen Gemeinschaft mehr unterstellt ist und doch die ganze Würde eines Gotteshauses sich gewahrt hat: Sankt Katharinen, die einstige Klosterkirche der Franziskaner. Und wie eine Aufforderung, gerade hier das große, freireligiöse Bild-Programm unserer Tage zu verwirklichen, bietet die Fassade 16 leere Nischen an, für die Aufstellung einer rhythmisch gebundenen Figurenreihe vorbildlich geeignet, — ja vom mittelalterlichen Baumeister wahrscheinlich für solche Aufgabe erfunden. Sie zu erfüllen, bleibt uns vorbehalten.

Wen die Größe einer Aufgabe erschreckt, statt sich von ihr erheben zu lassen, der ist es nicht wert, mit ihr beschenkt zu sein. Die Ausführung liegt im Bereich der Möglichkeiten. Der Künstler selbst ist bereit, eine flüchtige Skizze zeigt, wie er den Plan erfüllen möchte. Das Material kann nicht zweifelhaft sein: gebrannter Ton, der mit dem wechselnd roten und schwarz glasierten Backstein köstlich zusammenklingen würde. Und dies schlichte Material, das mehrfache Ausformung zuläßt, bietet eine Hilfe an für die schwierige finanzielle Lösung. Wer eine Figur für die Kirchenfassade stiftet, erhält ein zweites Exemplar, das anders nicht zu erwerben wäre und ein weiteres Mal nicht wiederholt wird, zu eigenem Besitz. Barlach ist auf der Höhe seines Lebens und seines Ruhms. Sammler und Museen werden zur Beteiligung zu gewinnen sein. Das Lübecker Museum muß beginnen und die ersten Figuren bestellen. Im Laufe des nächsten Jahres sollten sie vollendet und als werbendes Muster aufgestellt werden.

SKIZZE ZU DEN HEILIGEN AN DER KATHARINENKIRCHE

Barlach fühlt sich Lübeck nahe verbunden. Als er mit den Eltern in Ratzeburg wohnte, pflegten diese mit des Vaters Brüdern und der ganzen Sippe im Lübecker Ratskeller zusammenzukommen zu den „Barlach'schen Tagen". Heute ist er der Älteste des Geschlechts und sitzt hin und wieder an gleicher Stelle — allein, nicht nur der Sippe, auch der künstlerischen Anregung gedenkend, die Lübecks Holzskulptur ihm geboten hat. Er fühlt sich zu Hause unter unseren holzgeschnitzten Heiligen. So bat ich ihn um eine seiner herrlichen Selbstbildnis-Zeichnungen für unser Museum, damit er für dauernd in effigie unter uns sei. Nicht zu kaufen, sagte er, doch gern geschenkt — hier ist es. Die graphische Sammlung des Behnhauses zählt es fortan zu ihren kostbarsten Schätzen. Dies Blatt sei uns eine Mahnung, nicht nur Beschenkte zu bleiben, sondern Schenkende zu werden: eine Aufgabe zu schenken, deren Erfüllung uns wiederum zu überreich Beschenkten machen wird.

Und dann gibt es ein anderes Selbstbildnis, nicht nur für uns Lübecker, sondern für die ganze deutsche Welt, ein Selbstbildnis, das auch ein Mahnruf ist, die letzten Jahrzehnte dieser nordischen Schöpferkraft nicht ungenutzt zu lassen für die höchsten Aufgaben der Nation. Ich meine die kürzlich erschienene Selbstbiographie, Barlachs selbst erzähltes Leben. Es gehört zu jenen etwas unheimlichen, urdeutschen Büchern, deren Verfasser anonym geblieben oder verschollen sind und die sich erst spät, dann aber für immer, die Herzen ihres Volkes erobert haben. Mag man die Sprache holprig finden, den Inhalt ohne große dramatische Akzente, es wird nicht ausbleiben, daß ganze Geschlechter von Jünglingen sich an ihm begeistern werden, daß man die Darstellung dieses schlichten Lebensganges zum „ewigen Vorrat" deutschen Schrifttums zählen wird. Man spürt in jedem der bildhaft persönlich gebauten Sätze, was er an einer Stelle vom Leben der Mutter sagt: „Schicksal teilte mit vollen Händen aus." Kein durch Wunsch und eitle Zielsetzung bestimmtes, sondern ein gewachsenes, von höheren Mächten geformtes Dasein. Viel Unglück, viel gescheiterte Pläne, viel Verborgenes, was nie oder nur unklar ans Licht kam — aber ein duldendes Austragen des nun einmal Auferlegten, ein Horchen und ein Gehorchen, nicht den Gewaltigen der Erde, sondern den innersten Gesetzen seines eigenen Daseins. Nicht mehr beschrieben, aber geahnt wird das, was heute der Anblick des Mannes an der Schwelle des Alters lehrt: Reife. Daß ein wahrhaft Gereifter hier stammelnd aber fest von Jugend und Werden schrieb, das gibt dem Buch seine Würde. Der es uns schenkte, wartet auf uns, daß wir seine Reife nutzen.



KATHARINENKIRCHE LÜBECK

SKIZZE ZU DEN HEILIGEN AN DER KATHARINENKIRCHE

AUS: EIN SELBSTERZÄHLTES LEBEN

VON ERNST BARLACH

ICH wurde am 2. Januar 1870 geboren. Die Welt, die ich anzuschauen bekam, ließ es sich von meinem guten Platze aus gefallen, dem Eckhaus am Markt, wo ich vom Balkon herab einen Leichenzug mit herzlichem Hurra begrüßte, da ich den Unterschied von einem Schützenausmarsch noch nicht wahrnahm. Knöpfe, die man mir zum Spielen reichte, fraß ich auf, desgleichen Zigarrenstummel, die mein Vater wegwarf, und vom Mistberg mußte man mich gelegentlich wegbesorgen, weil ich mir da etwas an Üblem zugute tat; ich nahm eben die Welt in der Weise in mich auf, die ich am schnellsten begriff.

Mein Bruder Hans half mir bei dieser Aufgabe, so gut er konnte, wir schmarotzten am Frischen so gut wie am Faulen, spürten aber um uns herum manches Bedenkliche, auf das acht zu geben nötig wurde, Dinge, die man nicht sehen und nicht hören konnte, und die doch gewiß wirklich waren. „Es" kann kommen oder auch nicht, machten wir aus, wenn wir am taghellen Sommerabend im Bett lagen — „sieh du nach der Stubenseite, ich will die Wand bewachen", denn wir wußten bald, daß „Es" auch durch die Wände kam.

Um die Zeit, wo seine Söhne einen Podex nachweisen konnten, der den Strapazen gewachsen war, ließ mein Vater sie zur Teilnahme an der Praxis zu, natürlich zur Landpraxis, die jetzt mit Fuhrwerk besorgt wurde — und da bin ich denn wirklich einmal bis ans Ende der Welt gekommen. Ich wußte bestimmt, daß das Hinschweifen durchs raumlose Dunkel am Rande der Wirklichkeit stattfand, und hatte viel, viel Zeit, über solche Selbstverständlichkeit des Unwahrscheinlichen ohne Ablenkung nachzudenken, denn gesprochen wurde auf all diesen Landfuhren fast nie.

Ich kam zu großen und kleinen Leuten, zu Bauern und Herren, sah Menschen und Dinge unter niedrigen und stattlichen Dächern, und lernte — Geduld und Warten, denn der Dr. Barlach betrieb nach seiner eigenen Formulierung keine Dampfdokterei und vergaß an Krankenbetten frierende Pferde, Kutscher und Kind. Ich meine, die beste Erziehung liegt im Beispiel wertvollen Tuns, und Kinder haben außer Augen und Ohren noch mancherlei empfangende Organe. Es braucht nicht beim Verschlucken von Knöpfen, Zigarrenstummeln und Auflesen der Leckereien vom Mistberg zu bleiben.

Einmal sah ich nach räderndem Verlauf mancher Stunde von einem Steg in einen grünlich-unvergeßlichen Wasserabgrund, sah von sicherer Sandigkeit eines Ufers jähes Hinabgleiten der Welt in Bodenverlorenheit, und als später mein vergnügter und befreiter, von Zuversicht gleichsam angeheiterter Vater zu mir sagte: „Wir ziehen nun bald nach Ratzeburg", da fragte ich hellhörig zurück: „Ist das da, wo das schöne Wasser war?" — Das war es.

Ich glitt durch die Tage und weidete durch die Jahre hin, die Augenblicke sogen sich voll Zeitlosigkeit und häuften sich zu Schichten und Gruppen, die unzusammenhängend mit dem Organismus des Schul- und Hauskinderdaseins das Leben im Rhythmus voranführten. Ich lebte mit Lederstrumpf und Sigismund Rüstig kameradschaftlich, einhellig und von ihrem Wesen sattgesäuert und zufriedengeläutert, mit Gestalten eines seltsamen Bandes, platzend voll eines Geschehens, das mich, ungläubig und überzeugt zugleich, oft bedenklich zurichtete, dagegen als

SKIZZE ZU DEN HEILIGEN AN DER KATHARINENKIRCHE

widerwilliger Knecht, barsch geheißen, aus meiner Verstörtheit aufzumerken auf ein hochfahrendes Kreisen von gewalttätigen Herrlichkeiten. Der Name auf dem Titelblatt mißfiel mir, ich ließ ihn außer acht, bis ich später feststellte, daß es ein einbändig vollständiger Shakespeare, übersetzt von Fischer, Böttger, Ortlegg, Oetkers und andern, war. Schmöker jeder Art waren willkommen, ich lief ihnen nach, kannte und achtete nicht Namen, Rang noch Stand — alles war gut, wenn es nur den Zauber besaß, mich meiner selbst ledig und von mir vergessen zu machen. Doch das Leben nahm mich bisweilen am Genick und stieß mich mit der Nase in seine Wirklichkeiten, ich bekam die Elementarbücher des Geschehens um die Ohren geschlagen, daß mir der Kopf brummte.

Den Marterweg eines Menschen, der sich unter Krämpfen durch die Stadt schleppte, begleitete ich, unfreiwillig und fast unwissentlich, von Station zu Station, vergessend, wo, wer, was ich sonst war, wenn nicht der Mann der Schmerzen selbst, vielleicht schwerer leidend, im Gefühl unbarmherziger geschüttelt als er — — — mit unserm Kutscher „Hoschen", wie wir ihn nannten, saß ich einst neben den Pferden auf der Diele eines Bauernhauses, in dessen innerm Raum sich das Letzte eines an Diphterie sterbenden Kindes begab. Mein Vater und der des Kindes unternahmen drinnen irgendwelche verzweifelten Handlungen zur Rettung oder Erleichterung, wovon die Tochter des Hauses der Mutter von Zeit zu Zeit wie mit gewürgter Kehle die grausigen Einzelheiten zutrug. Diese beiden Frauen standen vor unsern Augen leibhaftig im Tiefsten der Hölle. Als alles vorüber war, begleitete der Bauer meinen Vater an den Wagen, drückte seine Hand und sah immer noch wie ein Mensch aus. Wir fuhren heim und beobachteten ein schweres Schweigen gegeneinander. Als an einem der nächsten Tage die Mutter des Kindes aus dem Sprechzimmer trat, vor dem ich gelauscht hatte, weil mein Vater seltsam eindringlich und, was mich betroffen machte, wie selbst erschüttert zu ihr gesprochen, sah sie über mich hin mit Augen, denen das Sehen anderer Dinge als des einen einzigen von damals verlorengegangen schien.

— —

Meine Mutter zog im Herbst 1884 mit uns nach Schönberg zurück, ich war 14 Jahre. Sie ging täglich und stündlich gefaßt und tapfer den Witwenweg der sorgenvollen Alltäglichkeit — ich, als Schüler nichts Ganzes, weder gut noch schlecht, spitzte die Ohren und horchte seitwärts und aufwärts nach all den neuen Tönen, die meinen Flegeljahren gepfiffen wurden. Da fand ich als erstes und Hauptstück die wuchernde, sozusagen aus dem Rinnstein und dem holperigen Pflaster des Nestes sprießende blaue Blume einer waschechten Romantik ohne Hemmung, Hut und Üblichkeit, in die ich noch mit kurzen Hosen angetan hineintaumelte.

Dazumal litt ich obendrein hart an dem Begehr nach Bewunderung und Geltung, und ergab mich weidlich dem Kultus des falschen und erschwindelten Bestauntwerdens — so malte ich mir aus dem Tuschkasten eine rotklaffende Wunde auf die Stirn, ging auch gehoben von der eingebildeten Würde als Sozius eines wüsten Abenteuers damit auf die allerdings nicht mehr taghelle Straße, weiß aber nicht, ob irgend jemand von dieser Mordgeschichte Notiz genommen hat.

Zugleich rüttelte ich die Schwingen und warf mich in den Äther, wo er sich am grenzenlosesten breitet. Mein Raptus einer ungeschorenen Reim- und Versschreiberei regte sich bald in wutartigem Schuß, bald gefiel er sich in einem vertrakten Zuschnitt von Putzigkeit.

Ich hatte von Vater einen Westentaschen-Seume, enthaltend den Spaziergang nach Syrakus, geerbt, und dieses Dingchen von Buch, dessen Besitz mich seltsam befriedigte, als ob ein Leitfaden zum Leben als Wanderer, Schriftsteller und Sonderling ganz eigen für mich zugerichtet sei, ließ mir keine Ruhe, bis ich ihm ein Gegenstück gleicher Beschaffenheit erstellt hatte, aus der eigenen Feder mit mikroskopisch kleinen Schriftzeichen — schrieb und schrieb ohne Rücksicht auf die Augen, und erlaubte obendrein meinen drei Brüdern, sich mit Zuhören abzuquälen, wie das trächtige Bäuchlein von Buch immer voller wurde.

SKIZZE ZU DEN HEILIGEN AN DER KATHARINENKIRCHE

Dann wurde mir eine Tür geöffnet und ein sanfter Schub ermunterte mich einzutreten in ein Werkstübchen, von dem ich nicht wissen konnte, daß es sich zur Lebenswerkstatt auswachsen würde. Ich erhielt von der Frau Schuldirektor durch Vermittlung meiner Mutter die Aufforderung, für ein so oder so geartetes Brettspiel ein Dutzend Vögelchen zu kneten, ein Klümpchen Ton in die Hand zu nehmen und — nun als Anfang — einen Kiebitz zu formieren. Es wurde einer und das andere Geflügel folgte, bis das Dutzend voll war.

So begann ich das Gold meiner Zufriedenheit in der zeitlichen Wirklichkeit auf der Straße zu suchen.

Da liefen Menschen zu Tausenden hin und her — und ich griff, in den Überfluß der Erscheinung gestürzt, hastig und unermüdlich bis zur Abstumpfung in die rechte Tasche zum Bleistift und mit gleichem Takt in die linke zum Büchlein, und dann gab es ein paar Linien und allermeist ein trauriges Ganzes oder ein schäbiges Flickwerk. — Es mußte, es mußte, es mußte sein, aber welches Ende winkte diesem Beginn? Das Ding, das ich mit trauervoller Gezwungenheit gewissermaßen als Sträfling trieb, war der Trauer und der Verbissenheit offenbar nicht wert, und doch kam kein Zweifel in mich, und nichts desgleichen Wichtiges gab es zu tun. Ich staunte über die Seltsamkeit der Tatsache Mensch und erbrach mich gleichzeitig über den Unsinn eines solchen Seins. Ich schämte mich dieser hündischen Zeitgestalt, als wäre es mein Werk, und selbst in der Gestilltheit, die mich tröstete, wenn ich mir vor meinen Blättern wachsendes Können gestehen durfte, spürte ich den panischen Schrecken vor einem so beschaffenen Dasein. Ich hatte Zeiten, wo die Versicherung des einstmaligen Gestorbenseins in überströmende Dankbarkeit wie für eine Gnade ausmündete. In voller Lauterkeit wandelte ich auf dem Pfade eines kreuzbraven Pietismus. Da war, wenn nun die Panik abließ, Problemlosigkeit, und da war eine nahrhafte tägliche Saugflasche voll Gläubigkeit, die einstmals, wenn die Zeit erfüllt war, im Gefühl der grundlosen, todsichern, selbstverständlichen Überzeugtheit vom Sinn des Seins als freudiger Gewißheit eines über menschliche Ermeßbarkeit Guten ausgehen mußte.

Man könnte sagen, daß das, was mich bei meinem Streben dennoch quälte, das unbewußte Wissen vom Einssein mit allem Menschwesen und der Unentrinnbarkeit vor dem mit ihm verketteten Fluch gewesen wäre. Aber das soll so sein, oder mag es nicht, gleichviel.

Schon als wir durch Warschau zum andern Bahnhof über die Weichsel fuhren, schüttelte mich die Beglücktheit des selig Erwachenden, der noch die Pein des mühsamen Strebens nicht vergessen hat — ich sah, daß das Feld schnittreif meiner harrte.

Ich dachte: sieh, das ist außen wie innen, das ist alles ohnemaßen wirklich. — Und trotz Fieber und endlosem Bruderzwist fraß ich wie ein Gezücht und Landplage alle Erscheinung von Stadt und Steppe in einen unersättlichen Hungersack, in der Glut eines andern Fiebers, einer Angesteckttheit nicht durchs Klima, sondern aus unheilbarem Verfallensein, für das ich bis zur Wehrlosigkeit zugerichtet war.

Nichts Fremdes oder Bestürzendes — alles war mir wie lang vertraute Kunde, aufgeschlossen, preisgegeben, widerstandslos meinem Gefallen und Belieben erbötig.

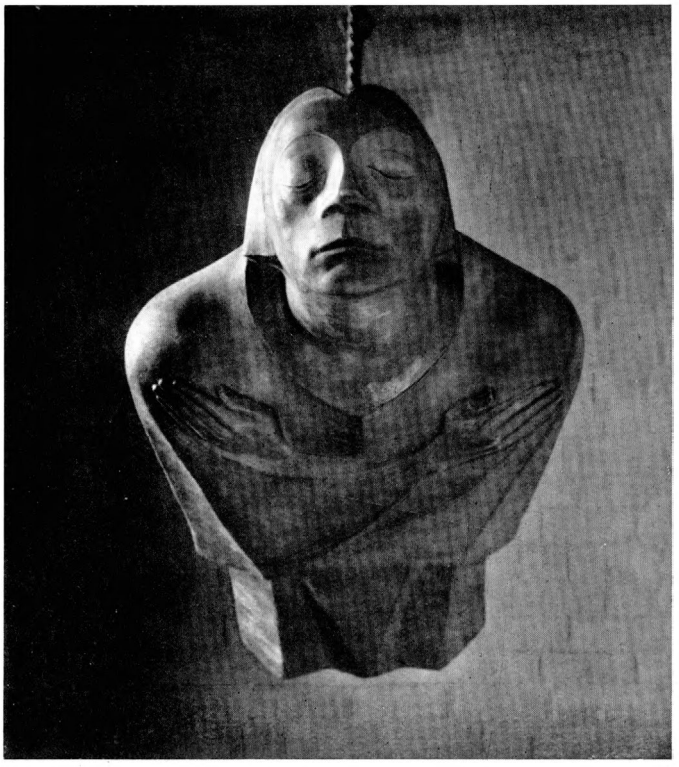
Ich finde es überflüssig, mich gegen die Legende zu wenden, daß ich „erst durch Rußland" zum plastischen Ausdruck geführt sei — oder wie man sowas sonst formuliert hat. Die Tatsache besteht, daß die Wirklichkeit für mein Auge plastische Wirklichkeit war und daß ich mein bisher unbefriedigtes Bedürfnis mit mir heranführte, Bereitschaft und Fähigkeit zum Sehen nicht der andern, sondern der platischen Werte. Rußland gab mir seine Gestalten, aber freilich und vermutlich bin ich nicht ohne Anteil an dem Sosein des endlichen Ausfalls, denn als ich zurückkehrte

und die ersten beiden Bettler, diese Bettler, die mir Symbole für die menschliche Situation in ihrer Blöße zwischen Himmel und Erde waren, in Friedenau im alten Stübchen anlegte, drang der alte Zweifel zu: wird das nun auch endlich wirklich Plastik oder wieder Modellierarbeit? Restlich mußte doch nicht schlecht gekämpft werden, und der Dumme mag glauben, daß die in Rußland gewonnene Form aus der reichen Hand beiläufig und trinkgeldmäßig in meine arme gelegt sei.

Form — bloß Form? — Nein, die unerhörte Erkenntnis ging mir auf, die lautete: du darfst alles Deinige, das Äußerste, das Innerste, Gebärde der Frömmigkeit und Ungebärde der Wut, ohne Scheu wagen, denn für alles, heiße es höllisches Paradies oder paradiesische Hölle, gibt es einen Ausdruck, wie denn wohl in Rußland eines oder beides verwirklicht ist.

Als ich heimkehrte, konnte ich meinen Sohn sehen, und während ich am ersten Tonbilde arbeitete, machte ich mich an das Drama vom „Toten Tag".

(Mit freundlicher Erlaubnis von Paul Cassirer Verlag, Berlin.)



EHRENMAL VON E. BARLACH IM DOM ZU GÜSTROW
PHOTO W. BLOCK, GÜSTROW

ERGRIFFEN ERGREIFEND

FRÖMMIGKEIT IM SPIEGEL DER KUNST ERNST BARLACHS

VON **WALTER LEHMANN**

„BEIM Streifen durchs Fuchsholz fiel mir die Binde von den Augen, und ein Wesensteil des Waldes schlüpfte in einem ahnungslos gekommenen Nu durch die Lichtlöcher zu mir herein, die erste von ähnlichen Überwältigungen in dieser Zeit meines neunten bis zwölften Jahres, das Bewußtwerden eines Dinges, eines Wirklichen ohne Darstellbarkeit — oder wenn ich es hätte sagen müssen, wie das Zwinkern eines wohlbekannten Auges durch den Spalt des maigrünen Buchenblätterhimmels."

„An einem Abend während dieser . . . Zeit mag es gewesen sein, als ich bei voller Stille des leeren Hauses und verlassenen Gartens in der Veranda von einem Buche aufsah. Der gelinde Dämmer des Sommerabends lag überall, und vom Benningsenschen Garten winkten die Wipfel hoher Tannen über die Scheunendächer. Hier widerfuhr mir abermals eine Erschütterung, die im Augenblick durch mich ging und ganz sinn- und gegenstandslos war — und vielleicht doch das heftigste Erleben, das mir beschieden gewesen ist."

„Ein anderes Mal stand ich an der Nordecke der Insel am großen See hinter dem Gymnasium bei einem ganz artig heranfahrenden Winde und erlebte im Augenblick des Zerfließens einer Welle ein ähnlich übermächtiges Gefaßtwerden. Dabei muß mir eine auffällige und ziemlich lächerliche Gebärde entfahren sein, denn ich hörte, wie jemand, von meiner offenbaren Hingegebenheit an irgendwas peinlich Unangemessenes tief gekränkt, verweisenden Tones meinen Namen orgelte."

„Schon als wir durch Warschau zum andern Bahnhof über die Weichsel fuhren, schüttelte mich die Beglücktheit des selig Erwachenden, der noch die Pein des mühsam Sterbenden nicht vergessen hat, ich sah, daß das Feld schnittreif meiner harrte. Ich dachte: Sieh, das ist außen wie innen, das ist alles ohne Maßen wirklich. Und trotz Fieber und endlosem Bruderzwist fraß ich wie ein Gezücht und Landplage alle Erscheinung von Stadt und Steppe in einen unermeßlichen Hungersack, in der Glut eines andern Fiebers, einer Angesteckthеit nicht durchs Klima, sondern aus unheilbarem Verfallensein, für das ich bis zur Wehrlosigkeit zugerichtet war."

Man könnte diese Zitate aus Ernst Barlachs selbsterzähltem Leben noch bedeutend vermehren: sie gewähren uns einen knappen, blitzartigen Einblick in das Geheimnis nicht nur der Kunst, sondern auch der Frömmigkeit, überhaupt: des schöpferischen, gestaltenden Lebens. Nimmt man zu dem Geschilderten hinzu, daß der Künstler aus solchem Erleben heraus seine Werke schafft, die Fülle der wunderbaren Gestalten, die lange Reihe der aus Holz geschnittenen, aus Porzellan, Bronze, Gips geformten Bettler, Bäuerinnen, Sterndeuter, Schäfer im Sturm, Spaziergänger, singenden Frauen, Einsamen, Ekstatiker, Schlafenden, Liebenden, Gestalten alle, die etwas von der restlosen Hingabe, dem völligen Erfaßtsein, dem wehrlosen Verfallensein an die letzte „undarstellbare" Wirklichkeit in sich tragen, die alle, man könnte sagen, irgendwie beten, dann haben wir jenen geheimnisvollen Dreiklang, in den alles fromme — und dazu ist alles schöpferische so oder so gestaltende Leben zu rechnen — in den alles fromme Leben sich auflösen läßt: ein Erfaßtwerden — eine erfassende Macht oder Wirklichkeit — und ein zwingendes Erfassen und Gestalten aus diesem Erfaßtsein heraus. Dies alles kehrt immer wieder in den inneren Erlebnissen, die der Künstler uns schildert: es ist immer wieder die Rede von einer „Erschütterung", von einem „übermäßigen Gefaßtwerden", von einer „Hingegebenheit" bis zur „Wehrlosigkeit" — sodann von der überwältigenden Macht, einer Wirklichkeit, die letzlich nicht darstellbar, die „außen wie innen", jedenfalls aber „ohne Maßen wirklich" ist — woraus dann als Drittes die

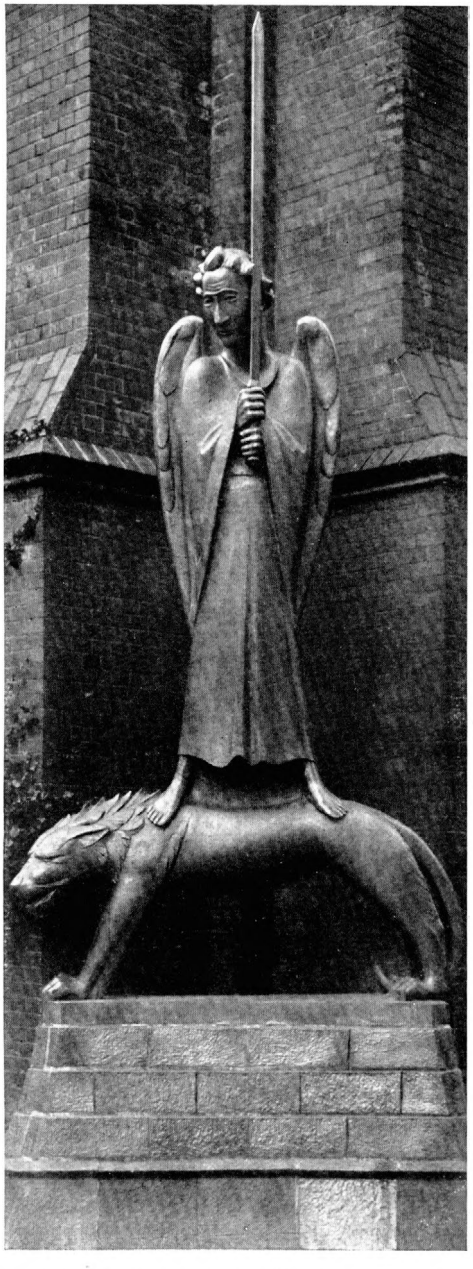
gestaltende und schaffende Tätigkeit entspringt, bei Barlach die Gestalten, die alle so unsagbar geheimnisvoll „außen wie innen" sind, alle irgendwie das Innerste, letzlich nicht Darstellbare darstellen, alle irgendwie die Wesensverwandtschaft mit der erfassenden Macht zum Ausdruck bringen, alle irgendwie das „Zwinkern eines wohlbekannten Auges" in sich tragen.

Es geht im Grunde das fromme Leben immer so vor sich, es kann nicht anders vor sich gehen. Ein frommer Mensch — und man nehme dabei „fromm", nochmals sei es gesagt, in jenem umfassenden Sinn — ist zunächst immer ein Ergriffener. Es gibt eine Frömmigkeit, die lediglich in pietätvoller Pflege der Überlieferung besteht. Sie ist nicht wertlos. Frommer Atem des Hauses, aufgefangen in der Seele des Kindes, wer möchte seinen Wert in Abrede stellen. Aber solche Frömmigkeit ist nicht wurzelecht. Ist wie eine uns bedeckende, leicht abwerfbare, leicht abwehbare Hülle. Wurzeln kann sie nur in eigenem Ergriffensein. Darin aber wurzelt und ankert nun auch in der Tat die gesamte Frömmigkeit, das ganze fromme Leben. Wir ergreifen immer nur, was uns ergreift, wir erfassen nur, was uns erfaßt, umfangen nur, was uns umfängt, besitzen nur, wovon wir besessen sind. Das ist das Geheimnis aller echten Frömmigkeit. Was Paulus an seinem persönlichen Erlebnis deutet: „ich jage ihm nach, daß ich es auch ergreifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin," was Meister Eckehart in unzähligen Wendungen auszudrücken sucht, daß die Fülle Gottes eingehen muß in die Bloßheit der Seele, die schöpferische Gottheit das Magdtum befruchten muß, faßt Wilhelm Hermann zusammen: „Religion ist der wehrlose Ausdruck individuellen Erlebens."

Was Ernst Barlach uns auf seinem Gebiete der Kunst schauen läßt: Augenblicke wehrlosen Ergriffen-, Erschüttert-, Überwältigt-Seins, liegt gesagt oder ungesagt auf allen Gebieten der Gestaltung vor, bei Wissenschaften, Forschungen, religiösen Weltanschauungen, Philosophien, Sozialismen oder was man sonst nehmen mag an gestaltenden Kräften und Bemühungen der Menschheit. Immer nur, wenn ich von einer Sache, einer Wirklichkeit, einer Macht gepackt werde, von ihr überwältigt, ihr verfallen bin, habe ich Möglichkeit und Aussicht, sie zu bewältigen, sie zu erfassen, sie zu gestalten.

Um von einem Gestade zum andern zu gelangen, ist zweifellos die Brücke als die Vermittlung das allerwichtigste, das Bindeglied. Sonst muß man entweder hier bleiben und sich begnügen mit der materiellen Welt, die uns zunächst gegeben ist. Das heißt, es bleibt nur die Resignation. Oder es schwingt der Vogel Phantasie in erträumtes Gebiet. Es bleibt Illusion, Traum, Unwirklichkeit. Ankommt es auf die Brücke, auf der man festen und sicheren Fußes hinüberschreitet. So brauchen wir, jenem Dreiklang frommen Erlebens horchend, weniger lange zu verweilen bei der ergreifenden Macht und bei dem eigenen Ergreifen als bei dem hinübertragenden Mittelton: dem Ergriffenwerden.

Womit freilich nicht die beiden andern Töne an Bedeutung verlieren. Es ist aber nur ein logischer Schluß einfachster Art: Wenn wir ergriffen werden, muß etwas da sein, das uns ergreift. Eben die andere überwältigende Wirklichkeit. Wir wollen sie ruhig Gott nennen. Gott ist — immer — das uns Ergreifende. Und wenn wir uns besinnen auf Augenblicke, in denen Gott oder die andere Wirklichkeit uns ergriff, so sollen wir nicht zu ängstlich sein und den Kreis eng ziehen. Er ist vielmehr unermeßlich weit, sein Radius geht bis an die Enden der Welt. Und überaus wertvoll und wichtig sind die beiden Erkennungsmomente oder Wesensmerkmale, die Ernst Barlach gibt: es ist „innen wie außen" und irgendwie unserm Innersten wesensverwandt, „das Zwinkern eines wohlbekannten Auges". Der einseitig Fromme vergißt es leicht, daß die erfassende Macht, daß Gott überall ist: in den Dingen, in den Menschen, in den Schicksalen. Es gibt Menschen, die von Augenblicken wissen, da ein Einzelnes oder ein Ausschnitt der Schöpfung: eine Blume, ein Schmetterlingsflügel, eine Wolke, ein Abend, eine Landschaft sie so ergriff, daß Worte es nicht schildern können; andere sind von Menschen, lebenden, schaffenden, einfach ihren Weg gehenden, so berührt, daß sie ihnen bewußt oder unbewußt ihren Lebensgang



EHRENMAL VON E. BARLACH
AN DER NIKOLAIKIRCHE IN KIEL
PHOTO J. PETERSEN, KIEL

verdanken, wieder andere wurden durch Menschenwerke — eine Musik, ein Gedicht, einen gotischen Bogen, eine Heldentat, eine Güte — in die Welt Gottes gehoben; und häufig sind jene, die in Schicksalen und Fügungen, schmerzlichen wie beglückenden, das Gewand Gottes rauschen und knistern hören. Und ob nun aus solchen und tausend Einzelheiten eine gigantische überlegene Wirklichkeit uns ergreifend sicher wird, oder ob persönliches Einzelerleben sich uns zusammenfügt zu jener der unsrigen entgegengesetzten Welt der Reinheit und sittlichen Hoheit, der Liebe und Güte, wie sie Jesus Christus verkörpert und wie sie immer wieder, sei's zum Grauen, sei's zum Jauchzen, in ihm uns ergreift, so läuft's doch immer darauf hinaus, daß eine uns überlegene Wirklichkeit uns überwältigt und hinüberholt, daß irgendwie das Äußere das Innere bloßlegt, das Innere sich nach außen manifestiert, daß unser eigenes innerstes Menschentum so getroffen und geschlagen wird, daß es sich einer Zugehörigkeit zu der ergreifenden und überwältigenden Macht schamvoll, aber beglückend bewußt wird. Das Geheimnis alles Geschöpften, gleichviel ob es Naturbestandteil, Menschenwerk oder Schicksalsgefüge ist, ruht in seinem göttlichen Gehalt, in seiner innerlichen Tiefe, die gotterfüllt ist. Davon zu spüren ist Zauber, Gnade, Scham des Lebens, ist Frömmigkeit.

Und nach der aktiven Seite hin entsteht dann Bewältigung und Gestaltung, welch beides wohl letztlich eins ist, denn das Gestaltete ist immer bewältigt, und Bewältigtes ist auch Gestalt. Damit ist der andere Ton angeschlagen aus dem Dreiklang, der die Welt des frommen Erlebens umspannt, der Ton, der Göttliches zu gestalten sucht. Es klingt verwegen, aber der Künstler und der Fromme sind nun einmal die verwegensten Menschen. Und grade Ernst Barlach ist der Verwegensten einer. Es ist schwer, einen andern Künstler zu nennen, bei dem es so klar zutage tritt, daß es darauf ankommt, das Wesentliche, welches nach Meister Eckehart eben das Göttliche ist, darzustellen. Alle seine Gestalten haben das Unwesentliche abgestreift und sind nur noch das, was sie in der Hingegebenheit an Gottes Wirklichkeit, was sie in der Gnade der Wehrlosigkeit sind. Sie stellen alle den Satz Meister Eckeharts ins Licht, daß die Kreaturen an sich ein reines Nichts sind, in der Empfängnis aber die Fußtapfen Gottes. Und wieder berühren sich — selbst hier — Frömmigkeit und Kunst. Wie der Künstler seine Ergriffenheiten und Erschütterungen, sein wehrloses Verfallensein in Werke umsetzt, in Gestalten, Lieder, Formen und Klänge, so vermag der Fromme, so muß er aus seinen Ergriffenheiten sein Leben formen und bewältigen. Das seltsame Gesetz bleibt dasselbe: dem Grade der Hingabe entspricht die Kraft der Hergabe. Je stärker wir uns der andern Wirklichkeitswelt hingeben, desto stärker wird unsere Kraft zur Lebensbewältigung und Lebensgestaltung. Oder wenn vorhin festgestellt wurde: wir ergreifen nur, was uns ergreift, so läßt sich nun sagen: Was uns ergreift, das ergreifen wir auch, das erfassen, besitzen wir. Jeder Fromme erlebt die Schauer, Gnaden und Schmerzen des Künstlers: Je stärker er von der höheren Welt, etwa in Christus dargestellt, von der Welt der Reinheit, Hoheit und Güte ergriffen ist, desto stärker gelingt es ihm, sein Leben nach dieser Welt zu gestalten, in Reinheit und Liebe. Immer ist der Maßstab seines sittlichen Lebens auch der seines frommen Lebens: die Ergriffenheit. Es gilt dasselbe von der Lebensbewältigung (die letztlich auch Gestaltung ist): wenn ich von der andern Welt, der Welt Gottes und ihrer Weisheit und Tiefe erfaßt und erfüllt bin, kann ich mein Leben mit all seinen Nöten, Schmerzen und Unergründlichkeiten tragen. Und je stärker ich von der ewigen Weisheit und Liebe durchdrungen bin, besessen bin, desto leichter wird es mir.

Und schön stimmt Kunst und Frömmigkeit auch darin überein, daß alle höchste Verwegenheit immer höchste Demut bleibt. „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe . . .“ Es bleibt immer nur ein Stammeln und Lallen. Es bleibt das Ziel und die Sehnsucht. Man kommt nie zum Ende. Es ist ein Wandern zum Ziel, aber nie ein Erreichen des Zieles. Aber das Ziel ist dieses: Immer stärker und tiefer sich von der ewigen Welt ergreifen lassen, um um so kraftvoller und froher das Leben aus ihr heraus zu gestalten. Ergriffen ergreifend, das ist das Geheimnis der Kunst wie der Frömmigkeit.

Und so scheint denn doch auf die Brücke alles anzukommen, die von einem Gestade zum andern führt, auf die Mittelnote, die den Dreiklang zur Harmonie macht. Es scheint doch alles schließlich auf das Ergriffenwerden anzukommen. Denn damit ist gegeben die Gotteswirklichkeit einerseits und die, wenn auch immer in Sehnsucht verharrende, Gestaltung auf der andern Seite. Es fragt sich also: Können wir etwas dazu tun, daß wir ergriffen werden? Das ist vielleicht das schwerste Rätsel, das uns die Weltsphinx stellt. Den dunkeltiefen Anschauungen von Gnadenwahl und Prädestination, von Genie und Begnadung steht die Auffassung des Origenes von der schließlichen Errettung aller, Nietzsches von der Wiederkehr aller Dinge gegenüber oder die Ansicht Wilhelm Ostwalds, daß wie früher der lesen und schreiben Könnende als Künstler galt, so einmal alle Menschen Künstler sein werden, der Glaube der Frommen, daß einmal alle Menschen von Christus besiegt (ergriffen) sein werden. Wir können uns klarmachen, daß das Erlebnis des Ergriffenwerdens außerordentlich mannigfaltig ist: vom Rausch des Ekstatikers bis zur nüchternen, kühlen, besonnenen Art, mit der der Wissenschaftler, der Techniker seine Sache verfolgt (und im Grunde doch von ihr verfolgt wird); wir können uns klarmachen, daß es auf dem Gebiet der Kunst so gut wie auf dem der Frömmigkeit unmittelbar und mittelbar Erlebende gibt und die meisten naturgemäß nur mittelbar von den unmittelbar Ergriffenen zehren; wir können uns klar sein, daß wir Augenblicke der Begeisterung, die auflodert und wieder verlischt, durchaus unterscheiden müssen von wirklichem Ergriffensein, das viel eher etwas Gegenteiliges ist: ein Überwältigtwerden nach anfänglichem Widerstand, ein Bezwungenwerden bis zum Wehrloswerden. Wir können uns weiter klarmachen, daß wir vielleicht alle gar nicht so arm sind an Erlebnissen, die uns gefangennehmen und überwältigen, daß wir aber nicht immer Stunde, Anlaß und Weise im Gedächtnis behalten. Es ist zu bedenken, daß auch das Erlebnis vor Damaskus durch unzählige Augenblicke innerer Bedrängnis vorbereitet worden ist, daß jeder „plötzliche Einfall nichts als das Zuschnappen der geistigen Fangvorrichtung ist, die der Forscher in seinem Gehirn errichtet, um den erlösenden Gedanken festzuhalten, wenn dieser einmal zufällig (— ach?! —) durch das Feld seines Bewußtseins streicht," daß fraglos immer dem letzten entscheidenden viele vorbereitende Erlebnisse vorausgehen und es bei den meisten Menschen eine Zahnradkette von immer tiefer fassenden Bewegungen sein wird, die aus der andern Welt in die seinige hineinströmen. Wir können uns dies alles klarmachen und dennoch schmerzlich berührt werden, wenn wir sehen müssen, wie Menschen offenbar ganz unberührt bleiben, geschweige denn, daß sie überwältigt werden von der Hoheit und Gnade der andern Welt. Den peinlichen Problemen der Mode und Massensuggestion (warum wird plötzlich ein Buch von allen gelesen, warum Bach erst nach Jahrhunderten entdeckt?) steht die schmerzlichere Frage zur Seite: Warum muß ich mir erst von einem andern sagen lassen, daß etwas groß ist? Warum steht der Knabe Barlach beim Zerfließen einer Welle überwältigt da, sein Lehrer aber nur durch sein Verhalten peinlich berührt? Warum bleibt jemand unberührt von einer Landschaft, einem Schicksal, einer Tat? Warum mußte erst Barlach uns eine Welt Gottes im Menschen enthüllen? Warum zwingt Christus nicht alle Menschen in seinen Bann? Wenn jemand ehrlich und sehnsüchtig sagt: Ich habe keine Gotteserlebnisse — was sollen wir darauf antworten? Kann man etwas dazu tun, daß man ergriffen wird? (Womit doch alles gegeben ist!)

Es ließe sich antworten: Wenn jemand in seinem Hause Fenster und Türen sorgsam verschließt, wie kann er erwarten, daß die Sonne eindringt? Man kann antworten, daß der Geist Gottes weht, wo er will und vielleicht gerade da zufassen wird, wo wir uns dessen am wenigsten versehen. Es kann geantwortet werden mit dem Tersteegenschen Liede: „Wie die stillen Blumen / willig sich entfalten / und der Sonne stille halten / laß mich / so still und froh / deine Strahlen fassen / und dich wirken lassen." Es muß in der Tat eine Bereitschaft und ein reines Wollen vorhanden sein. Wie es Menschen gibt, die einer weißen Sommermittagswolke nicht länger als einen Augenblick zuzuschauen, einer Musik nicht zuzuhören vermögen, ohne daß ihre Gedanken sofort abschweifen

— Menschen ohne innere Zucht —, so gibt es auch Menschen, die nicht zu beten vermögen. Und darauf kommt es an, in der Kunst, in der Forschung, in der Frömmigkeit, in allem „frommen" Leben: auf das Gebet. Natürlich darf man Beten nicht in dem landläufigen Sinne nehmen, daß wir Gott unsere Wünsche vortragen — das verstehen wir meistens sehr gut —, sondern in dem wahreren Sinne, daß wir Gott und seine Welt zu uns reden lassen. Gebet ist nichts anderes als Hingabe, Bereitschaft, sich ergreifen, sich überwältigen zu lassen von Gott, in welcher Gestalt er sich uns auch immer nahen mag. Dies Beten ist es, und zwar das einzige, was wir von uns aus tun können, um der Gnade, Gott zu erleben, teilhaftig zu werden: Gebet als Hingabe an die ungeheure Wirklichkeit der andern Welt, die tausendgestaltig in unsere Sinnenwelt hineinragt. Fassen wir das Beten in diesem weltweiten und tiefen Sinne als Hingabe, als Lauschen auf die tiefste Wirklichkeit, so gibt es keinen andern Rat für diejenigen, die sich nach dem Ergriffenwerden sehnen, als: zu beten.

Es bleibt das Unlösbare. Was wir lösen können und erreichen können, löst und erreicht nur die Hingabe, die sehnende Liebe. „Hinauf! Hinauf strebt's. / Es schweben die Wolken / abwärts, die Wolken / neigen sich der sehnenden Liebe. / Mir! Mir! / In eurem Schoße / aufwärts! / Umfangend umfangen! / Aufwärts an deinen Busen, / alliebender Vater!"

DIE ZEITGEBUNDENHEIT DER ARCHITEKTUR

VON FRITZ SCHUMACHER, OBERBAUDIREKTOR IN HAMBURG

WER sich heutzutage als architektonisch Schaffender klar werden will über die Grundlagen, auf denen sein Tun eigentlich beruht, hat keinen leichten Stand.

Man sieht das deutlich, wenn die großen neueren Ästhetiker der Architektur deren Wesen zu definieren suchen. Wölfflin sagt: sie ist die Kunst der Körpergestaltung; Schmarsow sagt: sie ist die Kunst der Raumgestaltung; Brinkmann sagt: sie ist die Kunst der Raumgestaltung durch Körpergestaltung. Aber selbst in dieser letzten, verfeinerten Auffassung wird ein wichtiges Moment nicht berührt. Jedes architektonische Kunstwerk ist gebunden an einen bestimmten Punkt im Raume, aus diesem nur ihm eigenen Umstand ergibt sich ein wesentlicher und für die Architektur eigentümlicher Teil seiner ästhetischen Auffassung. Die von den freien Künsten herübergenommene Betrachtung als absolutes Werk der Kunst geht an dieser alles weitere beeinflussenden Tatsache vorüber. Es handelt sich bei jedem Werk der Architektur eben nicht nur um eine Raumgestaltung, d. h. Innenraumgestaltung durch Körpergestaltung, sondern die Körpergestaltung ist zugleich das Mittel der weit schwerer ästhetisch erfaßbaren Gestaltung eines Außenraumes, für dessen Wesen das Architekturwerk entweder ein dienender Teil oder ein beherrschender Faktor ist. Demnach kann man sagen: Architektur ist die Kunst doppelter Raumgestaltung durch Körpergestaltung. Diese, wie wir heute recht unvollkommen sagen, „städtebauliche" Auffassung des architektonischen Kunstwerks berührt, vom Schaffenden aus betrachtet, einen Hauptpunkt seines Wesens und seiner Wirkung. Die Schaffung des Außenraumes und seine Ansprüche sind vielfach wichtiger und schwieriger, als die Aufgaben, die sich im Organismus selber abspielen: sie bestimmen die Grundformen dieses Organismus.

Je abgeklärter eine architektonische Leistung ist, um so schwerer ist das zu erkennen, aber es ist bestimmend für das Verständnis dieser Leistung. Und nicht nur das, es berührt eine Erkenntnis, die dem Schaffenden eine Bereicherung von ausschlaggebender Wichtigkeit für seine künstlerischen Zielsetzungen gibt.

Er ist nicht bloß Meister von Massen, die er zu Zweckformen gestaltet, die bestimmten Funktionen dienen, er ist Meister des Raumes. Er bildet nicht nur Massen, er bildet Luft, aus dem großen unbestimmten Etwas, das wir Luft nennen, reißt er ein Stück heraus, gibt ihm Form und dadurch ein eigenes Leben. Damit kommt in sein Tun etwas, was weit hinausgeht über die Dinge, von denen meist die Rede ist, wenn man heute von Architektur spricht, etwas nicht unmittelbar mit der Analyse der Vernunft Erfaßbares.

Was ich meine, läßt sich betrachten vom Standpunkt des optischen Erfassens, und das ist die Art, wie wir es gewohnt sind. Dann handelt es sich um den Zusammenklang von Massen und Linien und um ihre praktische Bedeutung. Es läßt sich aber auch auffassen vom Standpunkt des motorischen Erfassens, und das scheint mir ein Gesichtspunkt zu sein, der im allgemeinen nicht genügend beachtet wird.

Der Architekt entwickelt vor dem Beschauer nicht nur wie die andern Künste bestimmte Bildeindrücke, er bestimmt auch die Art, wie diese Bildeindrücke sich vor dem Beschauer abrollen müssen. Das heißt, er regiert den Betrachter und halb bewußt seine Bewegung. Dies Hervorbringen bestimmter Bewegungsvorgänge beginnt schon im Außenraum. Die Art, wie er gestaltet ist, zwingt den Betrachter in gewisse Bewegungen. Er wird nicht nur in der Richtung seiner Bewegung geleitet, — er wird geführt in einem Wechsel von Ruhe und Hemmung, von ebenem und steigendem Schreiten. Und diese Macht, die Bewegung zu regeln, wird noch größer im Innern

des baulichen Kunstwerks. Hier bekommt es den Betrachter erst ganz in seine Gewalt, es führt ihn herauf und herab, in Enge und Weite, in Helligkeit und Dunkelheit. Es zwingt dem Schreitenden seinen bestimmten Rhythmus auf, der sich seiner ganzen Körperlichkeit mitteilt und sich umsetzen kann in seelische Schwingungen, die sehr verschieden sein können; die polaren Gegensätze liegen zwischen dem aufregend Überraschenden und dem beruhigend Feierlichen.

Es ist nicht nur der primitive Gegensatz von Enge und Weite, was wir tastend empfinden, sondern wir empfinden etwas vom Rhythmus des Raumgefüges, das uns gefangen nimmt. Das unnennbare Gesetz kubischer Abmessungen und bewegter Wölbungen teilt sich uns mit, weil wir es als Begrenzung unseres Seins empfinden. Das ist nicht nur ein optischer Vorgang, das ist ein motorischer Vorgang der Ausstrahlungen eines wenig erforschten, durch Wellen wirkenden Tastgefühls. Die stumm-blinde Helen Keller hat dieses Gefühl im architektonischen Raume ebenso gehabt wie der schauende Betrachter. Es gibt augenscheinlich eine Kraft, die sich wendet an ein geheimnisvolles, auf rhythmische Einflüsse reagierendes Sensorium, und diese Kraft ist nur eigentümlich der Kunst der Architektur. Ich sehe in ihr ein Grundelement ihres künstlerischen Wesens. Die latenten Schwingungen, die in den Verhältnissen des Raumes kreisen, setzen sich um in ein Schwingen des Körpers. Dies Schwingen des Körpers aber ist die Ursache, die seelische Wirkungen im Betrachtenden auslöst.

Das Wesen der Architekturwirkung ragt in jene vierte Dimension, die uns geläufig geworden ist durch die Gedankengänge der Relativitätstheorie, die aus der Zeitgebundenheit aller Beobachtungen und Vorgänge ihre wissenschaftlichen Folgerungen zieht.

Man sieht, wir stoßen hier zuerst auf eine „Zeitgebundenheit", die den Begriff „Zeit" in seiner absoluten, ich möchte sagen, physikalischen Bedeutung auffaßt.

Das ist nicht der einzige Sinn, in dem wir die Bedeutung dieses Wortes, um das unsere Ausführungen kreisen, verstehen dürfen, auch wenn wir den Begriff „Zeit" in seiner relativen, deutlicher gesagt, historischen Bedeutung auffassen, also im Sinne des Wortes „Zeitepoche", sehen wir eine Gebundenheit der Architektur an diesen Begriff, der weit hinausgeht über die Selbstverständlichkeit, die darin beruht, daß alle künstlerischen Erscheinungen unter dem Gesichtswinkel ihres Datums eine charakteristische Beleuchtung erfahren.

Denn was durch die Gebundenheit an eine Zeitepoche entsteht, sind nicht in erster Linie Merkmale geschmacklicher Art, die hinüberspielen in die Fragen der stilistisch ästhetischen Auffassung, die wir historisch empfinden, sondern Merkmale soziologischer Art, die herüberspielen in Fragen der organisch praktischen Gestaltung.

Und nun scheint mir das Bemerkenswerte zu sein, daß diese Bedeutung der Zeit als physikalischer Begriff mit der Bedeutung der Zeit als historischer Begriff beim Architekturwerk in einem inneren Zusammenhang steht.

Der Rhythmus der Bewegung, von dem wir erst sprachen, der beim Betrachten eines Architekturwerkes an einen physikalischen Zeitablauf gebunden ist, ist eben zugleich dasjenige, was sich ergibt aus den Anforderungen, die eine historische Zeitepoche an das architektonische Kunstwerk stellt. Anders ausgedrückt: es sind eben die für eine bestimmte Zeitepoche charakteristischen soziologischen Forderungen, die die Eigentümlichkeit jener organischen Bildungen in der Architektur erzeugen, die dann nur im Rhythmus einer bestimmten zeitlich sich abspielenden Eindrucksfolge erfaßt werden können.

Wir brauchen nur auf das Beispiel gerade unserer eigenen Zeit zu blicken, um das deutlich erkennen zu können. Für sie ist nicht das Bauwerk charakteristisch, das sich im Einzelraum erschöpft, sondern ein Gefüge von Räumen, die in bestimmten Beziehungen zueinander stehen. Die Art dieses Gefüges wird maßgebend für den Rhythmus der Bewegung, in dem wir das Werk durchschreitend als zeitliches Erlebnis in uns aufnehmen, die Art dieses Gefüges ist zugleich maßgebend für den Zusammenhang, den das Werk hat, mit den eigentümlichen Forderungen seiner Zeit.

Diese rühren an ein Problem, das für das bauliche Tun unserer Zeit ausschlaggebende Bedeutung gewonnen hat, das Problem „Kunst und Masse", und wir können nicht an seiner näheren Betrachtung vorübergehen, wenn wir versuchen wollen, feste Gesichtspunkte zu gewinnen für die besonderen Ansprüche, die gerade unsere Zeit an gerade unsere Kunst stellt.

Wenn wir diese Frage überhaupt aufwerfen, so ist es klar, daß wir mit dem Begriff „Kunst und Masse" nicht den Sinn verbinden, „Kunst, die sich dem Geschmack der Masse anpaßt". Die ist selbstverständlich ein Verrat an der Kunst. Aber sie ist auch ein Verrat an der Masse, und wenn man sich dessen bewußt ist, so ergibt sich daraus ganz von selber, daß es einen andern Inhalt für den Begriff „Kunst und Masse" geben muß: es ist die Kunst, die versucht, eine Form zu finden, um ins Weite zu wirken. Es braucht kaum betont zu werden, daß Kunst mit ihren höchsten Leistungen erst gleichsam in Sicherheit ist, wenn sie sich an das seelische Mitschwingen des Aufnahmewilligen, ihr bereits entgegenkommenden Einzelnen wenden kann, aber das entbindet nicht von der Pflicht, sich zu fragen, welche Aufgaben neben den Einzelnen die Masse stellt. Die Frage geht nicht hervor aus dem Wunsch, ihr zu gefallen, sondern aus dem Wunsch, ihr zu helfen.

Die Notwendigkeit dieser Einstellung tritt bei der Baukunst weit stärker hervor wie bei den freien Künsten. Der Architekt kann seine Energien nicht entladen in Aufgaben, die er sich selber stellt, sondern nur in den Aufgaben, die ihm die Zeit jeweilig zuweist. Wenn es ihm nicht gelingt, sich in diesen auszudrücken, muß er überhaupt stiumm bleiben.

Es liegt aber im ganzen Wesen unserer Zeit, daß sie dem Architekten Aufgaben zuweist, die sich an die Masse wenden. Ihm fällt dadurch eine ganz bestimmte kulturelle Aufgabe zu, von der man die Wertung seines Tuns nicht loslösen kann. Man muß sein Tun betrachten nicht als etwas Absolutes, sondern im Zusammenhang mit dieser Aufgabe. Diese Aufgabe aber liegt zurzeit nicht im Bereich dessen, was wir Spitzenkultur nennen, sondern im Bereich dessen, was wir Massenkultur nennen können.

Wir müssen uns an diesen Begriff erst gewöhnen, denn wir pflegen einstweilen noch in seinem Gegensatz, der Spitzenkultur, das Ziel künstlerischen Strebens zu sehen.

Der Architektur ist in unserer Zeit als erstes die Arbeit des Klärens und Aufräumens im Umkreis ihres Lebensbodens zugefallen. Wir hatten uns gewöhnt, die Gestaltung des Gesamtrahmens unseres Lebens, den wir Stadt nennen, kampflos den Maßnahmen brutaler technischer Notwendigkeiten und brutaler wirtschaftlicher Kräfte zu überlassen. Ein Wirrwarr unorganischer Erscheinungen war die Folge. Die Ordnung des Ganzen nach Gesichtspunkten, die den verschiedenen kontrastierenden Interessen des Arbeitens, des Wohnens, der Erholung und des Verkehrs in ihrer Wechselwirkung gerecht werden, war die erste große Aufgabe. Sie berührt das, wo Architekt und Ingenieur sich treffen, das, was wir mit „Städtebau" bezeichnen. Diese Aufgabe des Ordnens ist zunächst eine soziale Mission, und die Erkenntnis, daß der technische Gutachter durch die Verhältnisse der vergangenen Zeit vor diese soziale Mission gestellt ist, erklärt erst die baulichen Regungen unserer Zeit. Sie heben sich ab vom Hintergrunde eines sozialen Bewußtseins, das wir uns erst haben erringen und im Umkreis unseres Schaffens oft gegen harte Verständnislosigkeit praktisch durchsetzen müssen.

Diese große Reinigungsarbeit, die erst Untergrund und Rahmen unseres Tuns gibt, ist, als Problemstellung betrachtet, zunächst noch nicht Kunst, — aber sie ist Wegbereiterin der Kunst und kann in ihren stärksten Erscheinungen selbst zur Kunst werden.

Wir wissen heute, daß die großen Regisseure entscheidender für die künstlerische Wirkung eines Stückes sein können, als die Schauspieler. Solche großen Regisseure beginnen in der Baukunst wieder zu erstehen. Der Vergleich, der in dem Worte „Regisseur" liegt, charakterisiert die Schwierigkeit der Aufgaben, um die es sich handelt, nicht ganz richtig: das Eigentümliche dieser Aufgabe liegt darin, daß der Städtebauer die Regie eines Kunstwerks festlegt, das nur erst in seiner Idee vorhanden ist und das dann erst entsteht. Auch wenn er kein einziges der

Bauwerke selber schafft, die jene Idee schließlich verwirklichen, kann sein das Werden dirigierender Wille ein wesentlicher künstlerischer Schöpferakt sein, der unter Umständen erst nach seinem Verschwinden zum Vorschein kommt. Vielleicht liegt ein bedeutsamer Teil der gestaltenden Kunst unserer Zeit auf diesem verschleierten Gebiet.

Die Disposition großer baulicher Massen zum Zweck der Bewältigung der Lebensansprüche menschlicher Massen ist also ohne Frage eine erste Aufgabe, an der wir nicht vorübergehen können, wenn wir den Forderungen gerecht werden wollen, an welche die Zeit uns bindet.

Blicken wir aber von diesen Aufgaben städtebaulicher Disposition auf die schöpferische Arbeit des einzelnen Bauwerks, so begegnen wir auch da wieder als charakteristischem Zeichen der Zeit Ansprüchen der Massenbewältigung.

Gradmesser für unser heutiges Tun ist nicht die Villa, sondern die Kleinhaus-Kolonie, — nicht die Kirche, sondern die Fabrik als Instrument der Massenfabrikation, nicht das Museum, sondern die Riesenhalle, nicht das Schloß, sondern die Volksschule, nicht das Denkmal, sondern das Stadion, alles Aufgaben, die mit dem Bedürfnis großer Massen rechnen. Ob wir wollen oder nicht, unser Tun ist eingespannt in Gesichtspunkte, die sich auf große Massen beziehen; was wir in ihm an Kultur entfalten, richtet sich auf Massenkultur.

Ich stehe nicht an, in ihr die eigentümliche Aufgabe unserer Zeit zu sehen. Es ist mir kein Zweifel, daß, wenn man später auf sie zurückblickt, nicht die außenpolitischen Ereignisse, so elementar sie sein mögen, ihr den letzten Stempel geben, sondern die großen sozialen Ereignisse, die beruhen auf der Notwendigkeit einer neuen gesellschaftlichen Schichtung. Die große Aufgabe unserer Zeit ist die Einordnung der Massen eines neu emporgewachsenen Standes in den komplizierten Mechanismus unserer Gesellschaft.

Für das, was wir auf unserm Gebiete Künstlerisches leisten, bedeutet das die Probe darauf, inwieweit unsere Kunst das Ziel erreicht hat, eine Sprache zu sein, die das ausdrücken kann, was unsere Zeit erfüllt. Die kulturelle Aufgabe, von der wir sprechen, läßt sich ohne die Hilfe der baulichen Kunst nicht lösen. Sie muß das Instrument und die Form für diese Neuschichtung schaffen, sonst kann sie nicht lebendig werden.

Zunächst ist also die Baukunst Dienerin am Gesamtwerk unserer Lebensgestaltung, dann erst ist sie Individualerscheinung, und ihr eigentümliches Gesetz besteht darin, daß nur dann, wenn sie dieses Dienen nicht verschmäht, sondern sich ihm mit aller Treue ergibt, sie als absolute künstlerische Erscheinung zur Herrin werden kann im Reiche der Kunst.

Diese ganze Situation unserer Zeit, die den Hintergrund unseres Schaffens ausmacht, muß man sich vergegenwärtigen, wenn man die ästhetischen Zielsetzungen unserer Tage und die ästhetische Tagesphilosophie, die sich um sie herum gebildet hat, richtig verstehen will.

Ein Sieg der Vernunft, ein Bankrott des Gefühls ist die Signatur unserer Zeit. Dieser Bankrott des Gefühls ist psychologisch wohl begreiflich bei einem Volk, das die Jahre des Krieges und seiner inoffiziellen Fortsetzung durchgemacht hat. Der Sinn ist hart und skeptisch geworden, er hat zu viel vom Gefühl gestützte Dinge zusammenbrechen sehen. Romantik wird mit Mißtrauen betrachtet, Sentimentalität ist lächerlich. Man hat sich gewöhnt, nur noch der Vernunft zu trauen, und gerade auf technischem Gebiet hat man sie im Gegensatz zum brüchigen Gefühl unbestrittenen Sieg feiern sehen. Das Symbol ihres Sieges ist die Maschine. Alle zurückgedämmte Begeisterung, die man nun einmal im Menschenherzen nicht ausrotten kann, wendet sich ihr zu. Die unsentimentale Bedeutung ihrer Zweckhaftigkeit, die kühle Logik ihrer Konstruktion ist etwas, woran man sich halten kann.

Betonung der Zweckhaftigkeit — Logik der Konstruktion, sie werden auch in der Baukunst die Leitgedanken. Die Maschine wird ihr Vorbild, Maschinenhaftigkeit ein hohes Ziel. Diese Regungen treffen sich mit der Tendenz der Aufgaben, die wir erst skizziert haben: dem Streben nach logischer Ordnung im Organismus unserer Städte und dem Zuschnitt auf Massenbewältigung

in den einzelnen baulichen Schöpfungen. Beides trägt eine starke Tendenz zur Mechanisierung in sich. Zur Durchführung mechanisierender Tendenzen gebraucht man nun einmal immer das Maschinenhafte. Die Arbeiten des Architekten und des Ingenieurs sind sich dadurch wesentlich nähergerückt.

So ist es aus zeitpsychologischen, technischen und sozialen Gründen durchaus begreiflich, daß die Versuche zur selbständigen baulichen Gestaltung der Forderungen unserer Zeit jenen maschinenhaften Charakter tragen, der nichts anders zu betonen sucht, als Zweck und als Konstruktion.

Die Erscheinungen, die daraus hervorgegangen sind, würde man als gesunde und notwendige Regungen ohne viel Diskussion hinnehmen, wenn sie nicht begleitet wären von dem Versuch, aus ihnen eine neue ästhetische Religion der Baukunst schlechthin abzuleiten.

Das zwingt aufzumerken. Wenn man künstlerischen Handlungen zustimmt, weil sie den Anforderungen entsprechen, die sie hervorgerufen haben, ist noch nicht gesagt, daß man einer Glaubenslehre zustimmt, die einseitig aus ihnen als etwas Allgemeingültiges entwickelt wird.

Machen wir uns einmal klar, was es bedeutet, wenn man in Zweck und in Material, also in Funktion und in Konstruktion, die ausschlaggebenden inneren Triebkräfte architektonischen Gestaltens anerkannt wissen will.

Der Glaube an den Zweck als stilbildende Kraft hängt eng damit zusammen, daß es sehr lange gedauert hat, bis man einsah, daß die formalistische historische Architektur den immer neu hervortretenden Zweckforderungen unserer Zeit nicht gerecht werden konnte. Entweder wurden sie in die formalistische Zwangsjacke gepreßt, oder wenn das unmöglich war, galten sie als Aufgaben, die außerhalb der Ansprüche des Gestaltens stehen. Das Abstreifen dieser Unnatur wirkte wie die Entdeckung einer neuen Kraft. Man sah, daß ein folgerichtiges Anpassen an neue Zwecke oftmals zu Gebilden führte, deren Ungewohntheit zu charaktervoller Interessantheit gesteigert werden konnte. Das verführte vielfach dazu, künstlich nach Zweckforderungen zu suchen, die ungewohnten Eindrücken, die man erstrebte, innere Rechtfertigung geben könnten. Diese bald berechtigte, bald unberechtigte Jagd nach Forderungen des Zweckes gab diesen den Charakter der eigentlich zeugenden architektonischen Kraft.

In Wahrheit sind für unsere Zeit die Aufgaben ebenso charakteristisch, die nicht für einen ganz speziellen Zweck eine neue besondere Fassung suchen, sondern die für ständig wiederkehrende verwandte Zwecke eine gemeinsame typische Form erstreben. Und so sehen wir aus der Zweckbeachtung entgegengesetzte Strömungen erwachsen, ein Streben nach Individualisierung einer bestimmten Funktion und ein Streben nach Auslöschen des Individuellen im Typus.

Der ganz verschiedene ästhetische Ausdruck, der sich aus diesem Gegensatz ergibt, berechtigt schon zu der Zweifelsfrage, ob Zweckerfüllung, so wichtig und notwendig sie auch sein mag, schon die letzte Kraft besitzt, zu einer höheren Ordnung unserer architektonischen Daseinsformen, oder ob sie nicht nur eine Stufe dazu ist, das heißt also eine Vorbedingung.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen wir, wenn wir die zeugende Kraft des Materials betrachten, die sich in der Konstruktion äußert. Wer wollte ihr Vorhandensein leugnen. Das konsequente Ausnutzen neuer Materialien wie Eisen, Eisenbeton und Glas gibt uns heute architektonische Möglichkeiten, die noch nie waren. Und diese neuen Möglichkeiten liegen nicht etwa nur in einem Steigen des Maßstabes, sondern sie verändern die uns geläufigen Vorstellungen von Proportionen. Was wir als absolutes statisches Gefühl betrachteten, erweist sich als relatives statisches Materialgefühl. Noch weit mehr als aus der Neuheit der Zweckerkenntnisse haben sich aus dieser Neuheit der Materialerkenntnisse Möglichkeiten des Ausdruckes ergeben, die unserer Zeit und nur ihr eigentümlich sind. Das hat vielfach dazu verlockt, die äußeren Merkmale dieser Eigentümlichkeiten auch da zu suchen, wo die neuen Bedingungen der modernen Materialien gar keine Rolle spielen. Ein neuer Formalismus, der mit den Symptomen der Technik genau so spielt, wie frühere

Zeiten mit den Symptomen dekorativer Formen, eine technische Romantik ist deutlich erkennbar.

In Wahrheit können wir auch hier auf dem Gebiete des Materials und seiner Konstruktion genau wie auf dem Gebiete des Zwecks und seiner Funktion neben dieser individuelle Neugestaltung fördernden Wirkung eine entgegengesetzte Richtung sehen, die für unsere Zeit ebenso charakteristisch ist: das Streben nach der möglichst neutralen Rolle der Konstruktion, das dem Streben nach baulicher Rationalisierung schließlich doch zugrunde liegt, ähnlich wie die Typisierung nach der neutralsten Form der Zweckerfüllung sucht. Und auch hier fragt es sich wieder: Dürfen wir in der Konstruktion die letzte Kraft sehen zu einer höheren Ordnung unserer architektonischen Daseinsformen, oder ist sie nur eine Stufe dazu, eine Vorbedingung?

Die Frage ist nicht grundlos, denn die lautesten Manifeste der heutigen Architektur-Ästhetik erheben Zweck und Material zu den Gottheiten baulichen Schöpfertums, neben denen es keine andern Götter gibt.

Wir glauben Vernunft setzen zu können wider Gefühl. Ist das möglich, wenn man von der Kunst redet? Es ist nie möglich gewesen und wird nie möglich sein. Und das hat einen sehr einfachen Grund. Mag jedes ordentliche architektonische Werk geboren werden aus dem Zweck, den es erfüllen soll, und aus dem Material, das die Erfüllung ermöglicht, immer wirkt noch eine dritte unberechenbare Kraft dabei: der Mensch, der schaffend das Material zur Zweckerfüllung gestaltet und der sein Ich in Wahrheit gar nicht „auslöschen" kann. Und durch ihn schleicht sich, je bedeutender er ist, um so mehr ein Drittes in die Schöpfung ein, das Unermeßbare, das Irrationale, das im Menschen liegt. Jeder künstlerische Mensch trägt in sich ein rhythmisches Gefühl. Ihm Ausdruck zu geben mit den Mitteln, die ein Bau darbietet, ist ihm ein unbewußter Drang. Was er tut, um dem Zweck und der Konstruktion gerecht zu werden, wird zugleich geleitet von einem inneren Gestaltungswillen, der seinen Weg sucht zwischen den Forderungen der Vernunft hindurch. Dieser auf rhythmische Wirkungen gerichtete Gestaltungswille, der auf optischem Gebiet ganz den gleichen Quellen entspringt, wie auf akustischem Gebiet der Drang zur Musik, ist als Urkraft etwas Absolutes, in seinen jeweiligen Äußerungen aber ist er zeitbedingt. Jede Zeit hat die ihr eigenen Schwingungen, die aus den unerforschlichen Gründen ihres Schicksals entspringen, diese Schwingungen wirken im schaffenden Menschen als Urmelodie, die sich durch sein eigenes rhythmisches Wollen zieht. Diesen Schwingungen gibt die Kunst Ausdruck, nicht nur mit Farben, Linien, Tönen und Worten, sondern auch mit den abstrakten Massen eines Bauwerks.

Aus solchem dem Urgrund der Zeitepoche entsprungenen, vom Wesen des Einzelmenschen gefärbten Gestaltungswillen entspringt in Wahrheit das Wesentliche des baulichen Kunstwerks. Mag es noch so sehr von Zweck und Material regiert erscheinen, sie sind in den letzten wichtigsten Fragen nur Mittel zur Verwirklichung einer inneren Schau.

Das ist das idealistische Architekturbekenntnis, das man dem materialistischen, auf das unsere Zeit so oft stolz ist, entgegenstellen muß, sobald es sich um grundsätzliche Glaubensfragen handelt. Es ist nicht nötig, um dies Bekenntnis praktisch zu eifern, weil seine Wahrheit sich in den besten Werken der Materialisten des Zwecks und der Konstruktion ganz von selber offenbart, ob sie wollen oder nicht, und weil das, worauf sie stolz sind, in seinem Wert und seiner Wichtigkeit nicht bestritten werden soll. Es soll nur auf die Rolle zurückgeführt werden, die ihm zukommt, um einer Lebensauffassung willen. Die Zweckforderungen sind eine Sache des verstandesmäßigen Tuns, — die Materialforderungen eine Sache des sinnlichen Tuns — die rhythmischen Forderungen, die erst den belebten Organismus aus beiden machen, sind eine Sache des seelischen Tuns. Über Verstand und Sinnen dürfen wir nie die Seele vergessen, so wenig es in den Gedankengang der Zeit hineinpassen mag, — wir dürfen uns nicht schämen, ihre Rechte anzuerkennen.

Wenn wir die Dinge so auffassen, wie ich zu skizzieren versuchte, sehen wir, daß jedes architektonische Kunstwerk sich aufbaut aus drei Elementen: dem Zweck, dem es dient, dem Material, mit dem der Zweck erfüllt wird, und dem rhythmischen Gefühl, dem beides Ausdruck gibt. Unter den drei Kräften des Verstandes, der Sinne und der Seele, die dadurch zusammenwirken müssen und die, absolut gesprochen, gleiche Rechte haben, pflegt eine bestimmte Zeitepoche die eine oder die andere dieser Kräfte vor den übrigen bevorzugend zu betonen. Diese Störung des Gleichgewichtes gibt der betreffenden Epoche ihre besondere Färbung, die wir ihren Stil zu nennen pflegen. Sie ist zugleich Anlaß zu der ständigen Bewegung, die wir Entwicklung nennen und die nichts anderes ist, als das eingeborene Streben zum Gleichgewicht der Kräfte.

Man sieht: die inneren Kräfte, welche das Triebwerk der Architektur bewegen, sind absolut; zeitgebunden aber ist ihr Verhältnis zueinander oder, wenn man es anders ausdrücken will, das Ausmaß der Gleichgewichtsstörung in ihrem Verhältnis zueinander.

Ich brauche nach alledem nicht zu sagen, worin die Gleichgewichtsstörung liegt, die unserer Zeit ihren ganz besonderen Charakter gibt. Sie erklärt sich einerseits aus der Reaktion gegen die Vergangenheit, anderseits aber ebensosehr aus den besonderen Forderungen der Gegenwart, von denen wir ausgingen: den Forderungen der Einordnung unserer Kunst in den Prozeß einer sozialen Umgestaltung unserer Daseinsformen.

Diese Forderung wollen wir nicht etwa mit innerem Murren erfüllen, weil sie uns abdrängt von jenen Früchten des Gleichgewichts, in den der kunsthistorische Kritiker erst die volle Erfüllung absoluter ästhetischer Forderungen sehen mag, sondern wir wollen sie mit innerer Freudigkeit erfassen.

Denn alle anderen Künste können zum höchsten Leben kommen in Aufgaben, die der Künstler sich selber steckt, die Architektur aber kann nur zum höchsten Leben kommen in den Aufgaben, die ihr aus den Gebundenheiten einer Zeit heraus gesteckt werden.

WANDLUNG DER DINGE

EIN GEDICHT-KREIS VON WILHELM LUETGENS

VOR DEM FRÜHLING

Gartenerde, frühlingliche, frühe,
aus des Eises Fessel kaum erwacht,
schwere Erde, Sinnbild unserer Mühe,
unter Stürmen ächzend Nacht um Nacht —

Frühlingserde, dunkle Erde: blühe,
rede, dunkler Mund voll Zaubermacht,
singe, Erde, singe, leuchte, glühe,
von der dumpfen Herzen Drang entfacht —

daß der Hyazinthen Duft berauschend,
daß der Krokus und der Primeln Glanz,
schwesterliche Grüße mit uns tauschend,

uns durchdringe und bezwinge ganz,
daß wir, wieder in den Kreis erhoben,
Leben atmen und das Dasein loben.

ANRUF

Stimmen, hörst du? Hör sie flüstern, innen,
tief in dir, von unerlöstem Leben —
Stimmen, unaufhörlich, reden, rinnen
tropfengleich aus heimlichen Geweben.

Quellkühl strömen in den Brunnentiefen
deines Blutes lebensstarke Wellen.
Stimmen, höre, die im Dämmern schliefen,
hör sie singen von den hellen Quellen.

Fühl es wieder: Tiefe will nach oben,
Innerstes sich wandeln zu Gestalt,
will erhöht, erlöst, ins Licht erhoben,

neu erstehn aus dir mit Geistgewalt.
Inneres will sich im Äußern künden.
Allen Dingen sollst du dich verbünden.

BEGINN

Wieder im März aus der schwärzlichen Erde
brechen die gelben Primeln dir auf.
Siehe, sie heben mit scheuer Gebärde
schon ihre schimmernden Blätter herauf.

Lebt dir das Wunder, wie aus dem feuchten
Erdreich das Gelbe sich drängend befreit?
Reich ist die Erde an Blumen. Ihr Leuchten
ist ihr ein Zeiger der wandelnden Zeit.

Zwischen den Wurzeln der Bäume schon blüht es,
wenn auf den Wiesen das Warten noch währt.
Spür das Erwachen im Raum des Gemütes,

fühl, wie das Leben vom Ewigen zehrt.
Schon sind die Primeln da, schon Anemonen —
Reich ist die Erde: du sollst sie bewohnen.

NÄCHTLICHER FLUSS

Stumm, überm stillen, gestillten Grunde
kaum noch sich regend, entgleitet der Fluß.
Uferlos scheint er zu schwinden. Die Stunde
nächtlichen Dunkelns verschweigt seinen Kuß,

löscht die Konturen, verwandelt sein Leben,
löst seine Fläche in nebelnden Raum.
Schattenhaft scheint er im Finstern zu schweben,
Höhe und Tiefe vertauscht er im Traum.

Selber der Brücke geschwungenen Bogen,
purpurn erglühend im sinkenden Tag,
hat nun die Nacht in ihr Dunkel gezogen.

Baumgeäst schauert im Winde. Dein Schauen
löst sich in Horchen, in Hören: es mag
Nacht dir die anderen Welten erbauen.

WANDLUNG DER TOTEN

O unsre Toten, die ihr in den Stürmen
stark euer ewiges Dasein bezeugt,
wachsende ihr, die wie Berge sich türmen,
über das werdende Schicksal gebeugt,

das in der Wiege des schlafenden Kindes
schon sich bereitet im Weben des Scheins —
ruft uns: wir horchen dem Brausen des Windes,
redet, ihr Toten: wir wachsen in eins.

Ihr in den Sphären der Lüfte Verzweigte,
wehenden Bäumen gleich zu uns Geneigte,
Wissende, Wirkende, teilt euer Brot

wachenden Schauens uns Zögernden, Zagen,
daß sich in unseren dämmernden Tagen
wandle in singenden Ton euer Tod.

ROTE HYAZINTHE

Wie mit Händen zärtlich aufgehoben,
Kelch an Kelch zu lichtem Rund geschmiegt,
reckt sich dein verklärter Leib nach oben,
wunderbar in schlanke Form gefügt.

Tief berauschend, hymnisch süß erklingend,
wölbt sich jäh dein Duften in den Raum,
steigst du, reinste Seligkeiten bringend,
Hyazinthe, roter Blütenbaum.

Erdig braun, enthoben halb der Scholle,
hält den starken Schaft die runde Knolle,
rötlich ahnend schon der Dolde Glut.

Wieder kündest du, daß Frühling werde,
alle Inbrunst der gesprengten Erde
strömst du, Hyazinthe, uns ins Blut.

SPÄTER SCHNEE

Wird wieder Winter? Schon tönte dir leise
lockend und lieblich der Amsel Gesang.
War nur ein Traum die verheißende Weise?
Wandeln die Tage so trügenden Gang?

Schnee ist gefallen. Mit pfeifenden Tönen
fährt durch den Morgen das frostige Wehn.
Winter, wie lange noch währt dein Verhöhnen
wartender Herzen? Im Frührot stehn

starr, vor der Kälte erzitternd, die Bäume.
Still: in den Adern doch quillt es und schwillt
drängender schon in die stürmenden Räume.

Rötliche Knospen, noch schützend geborgen,
lichtübergossen erglühen sie mild.
Warte des Wunders. Es weiß seinen Morgen.

WELKENDE TULPE

Spürtest du, Verarmter und Verächter,
neu den Hauch, der deine Haft zerbrach?
Welkend strömt die Tulpe, stiller Wächter,
ihren leisen Duft in dein Gemach.

Sieh die stolze Steigung ihrer Narben,
schwellend von der Kraft erfüllter Zeit,
sieh der welken Blätter zarte Farben —
alles lächelt stumme Seligkeit.

Letzter Prunk der Blüte will sich neigen,
nackt umsteht die Narben kahler Raum.
Aber ewige Schönheit ist zu eigen

auch den ärmsten Dingen. Reine Handlung
ist ihr Dasein, ihr Vergehn. Dein Traum
ruft den Tag schon. Alles ist Verwandlung.

FRÜCHTE

Reifer Früchte runde, volle Gaben,
Fleisch und Blut der Erde, süß und schwer,
Angesicht in Angesicht zu haben, —
an der polyphonen Wiederkehr

sanfter Farben so den Blick zu laben:
wie aus leichtgefügtem Ungefähr
Melodien, heiter und erhaben,
von den grün und blauen Trauben her,

von der Äpfel schimmernd blanken Wangen,
den Bananen, goldig gelb und braun,
der Orangen und Zitronen Prangen

sich erheben und das Lied erbaun —
so zu schaun, zu hören, Duft zu trinken:
hohe Feier, ganz hineinzusinken.

MUSIK DER NACHT

Und Sommer ward. Und Abend. Und der Wind
schlief ein im Baum auf traumgebundenen Schwingen.
Kaum regt sich noch ein zaghaft leises Singen
aus kleiner Vogelkehle — und verrinnt.

Und Stille ward. Und Nacht. Ein Rieseln nur,
ein Rufendes im Stummsein, wie aus Fernen
gläserner Landschaft, zittert von den Sternen
herab mit Tropfen Tau auf Baum und Flur.

Du horchst und sinnst. Und deine Atemzüge
sind fremd verwandelt wie der Wellengang
der Halme um dich her und atmen Nacht.

Du stehst und sinnst . . . Und alles Mühn wird Lüge.
Der Leib zerfällt und löst sich im Gesang
der Weltmusik, im Laub, im Hauch, in Nacht.

WOLKEN

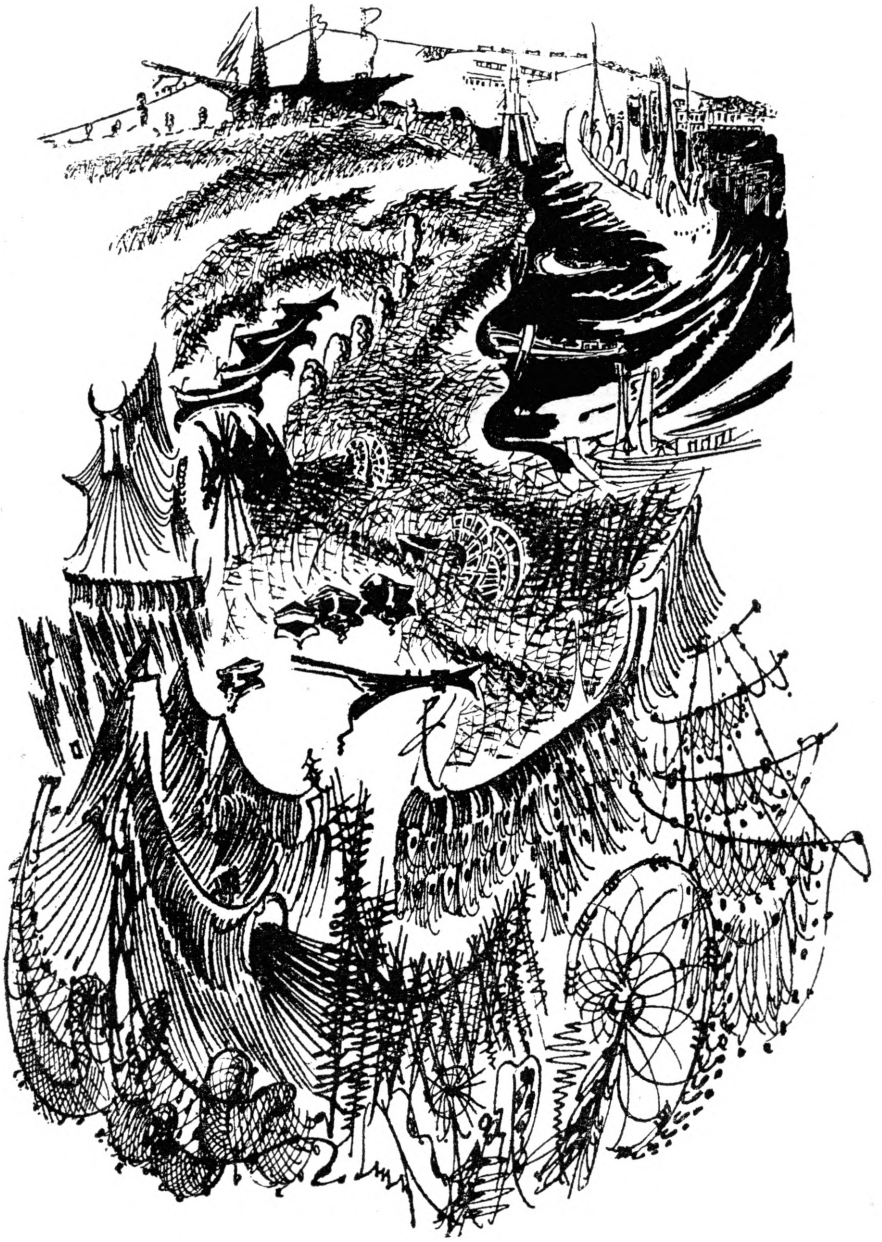
Wolken, wanderndes Reich,
nur im Erneuern
ewig sich selber gleich,
Pfeile aus Feuern,

Berge und Talgebild,
fließende Formen,
strömende, nie gestillt,
Wolken, Verneiner der Normen —

Lied, das am Starren reift,
wie solls euch singen,
die ihr die Himmel streift?

Urweltvögel voll Traum,
wer will euch zwingen?
Ahnend begreift euch der Raum.

SCHNEE AUF DER WAKENITZ · PHOTO VON WILH. CASTELLI, LÜBECK



GOTHMUND · ZEICHNUNG VON ASMUS JESSEN

DER SAATGANG

EINE ERZÄHLUNG VON FRIEDRICH GRIESE

HEUTE liegt an der Stelle, wo vor vielen Menschenaltern nur erst der Hof Gudes und Margrits lag, unser Dorf. Seine Feldmark ist nach fast allen Seiten hin vom Moor umgeben. Sie war damals selber Moor oder von Moorflächen durchsetzt; und die Arbeit, die nötig war, hier gutes Ackerland zu schaffen, ist fast nicht auszudenken. Nun aber ist das Dorf da, ein richtiges Dorf mit großen und kleinen Höfen, Häusern und Katen und allem Gelebe, das seine Nahrung sucht oder seiner Arbeit nachgeht.

Das Leben ist hier wie überall in Lust und Leid des Menschenalltags. Jedoch sind Leid und Lust in Haß und Liebe allein nicht immer des Erzählens wert. Es muß noch ein anderes dazukommen.

Man weiß, wie Margrits Leben begann und wie es endigte. Gewiß hat sie an Lust und Leid und der Arbeit des Alltags ihr gerüttelt und geschüttelt Maß leeren müssen. Nicht das allein ist es. Aber einmal in einem Jahr griff das andere, von dem zu erzählen sich lohnt, in ihr Leben. Vorher war sie nur Margrit, das Weib des Gude. Aber in dem Jahre wurde sie unsere Mutter Margrit, die Mutter des künftigen Dorfes, die Segnerin der Äcker aller kommenden Höfe; da wurde sie Margrit mit der gelähmten Hüfte.

Gude hatte sie an einem Tage gefunden, da sie Kraut für die Ziegen schnitt. Er fand sie, hatte sich bisher noch nie mit einem Mädchen beschäftigt und sah sie nun. Da sie ihm gefiel, gefiel auch er ihr.

Das erste, was er tat, als Margrit eine Nacht in seinem Hause als sein Weib geschlafen hatte, war, daß er ihr das Feld zeigte. Nun war es gut, daß sie von einem Hofe stammte, auf dem es nötig war, daß die Töchter Kraut für die Ziegen schnitten. Denn Gudes Feld war nur klein. Ja, es war so klein, daß es wahrscheinlich nicht genug für zwei Menschen bringen würde, um leben zu können und sich davon zu kleiden.

Aber es war Land genug da, Heide und Moor und auch Wald, so viel man davon haben wollte. Die nächsten Menschen wohnten weit und hatten auch genug von allem.

So legte er also einen geraden Streifen pfluggerechten Landes an den andern. Und da der Herbst kam, pflügte er und hielt Einsaat.

Auf die letzten frostklaren Nächte des Winters folgten kurzweilige Tage für ihn, diese ersten Frühlingstage, die ihm den Dank des Bodens für die Arbeit an ihm zeigten. Und da er seine Freude und seinen Stolz nicht meistern konnte, ging er damit zu Margrit. Sie freute sich mit ihm. Nur so nebenher sagte sie einmal: „Meinst du, daß alles in Ordnung und richtig ist?“

Darauf wußte er keine Antwort. Was sollte nicht in Ordnung sein?

„Ach ich weiß nicht, wie ich es meine. Aber es ist doch dies: Hundert Jahre hat das Land hier so gelegen und gewiß noch länger; die Erde hat getan, was sie mochte. Und nun bist du da und treibst dein Werk und willst, daß sie dir gehorsam ist und Korn gibt.“

Aber die Erde gab doch überall Korn.

„Ja, aber hier zwischen deinem Moor und Heideland denke ich zuweilen, wir tun der Erde Gewalt an; und sie wird nicht gern geben, was sie geben soll.“

Wie lachte Gude an diesem Tage über sein Feld hin, wenn er die grüne Pracht sah und an Margrits Worte denken mußte. Wie trotzig reckte er seinen Arm gegen das Moor aus, das heute, wie ihm plötzlich scheinen wollte, dumpf und verschlossen ein zorniges Angesicht zeigte. Wenn nur erst ein Sohn da war, oder seinetwegen konnte es auch ein Töchterchen sein, dann würde Margrit wie er ein gutes Gewissen haben.

Aber Sohn oder Tochter zeigten sich in diesem Frühjahr noch nicht an, so oft er auch in seinen Gedanken dazu die Stirn krauste.

Da der Sommer anstieg, wurde seine Sorge größer. Die Flächen lichteten sich. Die Ähren waren unter der Sonne zu früh aus den noch kurzen Halmen gestiegen. Jetzt reiften sie vor der Zeit, und was in andern Sommern gelb und fruchtmüde abwärts hing, das reckte sich nun weißlich und leer nach oben. Da es Zeit zur Ernte war, brauchte Gude sich nicht zu eilen. Leer und hohl raschelnd lag ein Streifen Landes neben dem andern. Er war ein Bauer ohne Korn, fast ohne Korn.

Aber bevor er an das Schneiden der dürren Halme ging, der fast unfruchtbaren Ähren, kam für Margrit die erste der Nächte, in denen das andere in ihr Leben griff, das, von dem sie bisher nichts gewußt hatte, das nur wie ein Ahnen, nein, wie die Furcht vor einem Ahnen in ihr gewesen war.

Gude schlief an diesem Abend schon eine Weile. Die Arbeit und die Sorgen dieses Sommers machten ihn schnell müde. Margrit lag noch in halbem Wachen, war aber plötzlich ganz ohne Schlaf und wußte nicht, woher dies Wachsein kam. Dann aber meinte sie zu hören, wie jemand um das Haus strich. Sie öffnete die Ohren, horchte, hörte jedoch nichts mehr. In andern Nächten wäre sie ohne Fährnis nun in den Schlaf geglitten; in dieser Stunde wollte sie zuerst Gude wecken, suchte schon nach seiner Hand auf der Decke, ließ es dann aber doch aus irgendeinem dunklen Grunde und stand, kaum daß ihr Wille das geboten hatte, vor dem Bett, griff nach den Kleidern, glitt zur Tür, öffnete und stand schon draußen vor dem Hause. Sie machte ein paar langsame Schritte, lehnte dann an den Stein neben der Toreinfahrt. Gelbes Licht des Mondes lag über allem, was Gude gehörte, über Haus und Feld.

Margrit wandte schnell den Kopf. Drüben im Ginster raschelte es, als ob ein Wesen, ein Mensch oder ein Tier, ihn bewege. Sie sah dahin.

Ein Mensch trat heraus, ein Mann. Es war wohl ein alter Mann; denn er ging langsam, gebückt. Nun wußte Margrit, wen sie vorhin am Hause hatte vorüberstreichen hören. Denn der dort schritt nicht aus, als ob er nun erst aus dem Gebüsch heraus auf den freien Plan des Feldes käme; sein Gang war wie der eines Menschen, der hierhin und dorthin immer wieder die alte Bahn beschreitet.

Der Mann wandte sich nach rechts hinüber. Dort stand die Kiefer mit den breit nach den Seiten hin ausladenden Ästen, die Gude in den letzten Tagen im Boden gelockert hatte, um sie, sobald ihm die Zeit dazu reichte, ganz aus dem Erdreich zu lösen. Sie lag seitlich geneigt und stützte sich mit dem Stamm auf den Rand der Höhlung, die seine Schaufel ausgeworfen hatte. Der Wanderer trat zu dem Baum, stand eine Weile davor, griff dann mit den Händen in das Gewirr der Äste; und Margrit sah, daß sie leicht einen Ast herauslösten. Es war ein Stab, zwar zu ungefüge für die Hand eines Tagwanderers, aber hier im gelben Licht des Mondes, in dieser Stille ohne Laut, ohne Wind, die nur erfüllt war von dem zagen Rascheln aller dürren Halme, in dieser unwirklichen Stunde für diesen Wanderer gerade recht.

Ihn Schritt für Schritt auf den Boden stoßend und an ihm sich fortziehend, begann der Mann seine Wanderung von neuem. Er schritt auf Margrit zu, konnte sie nicht verfehlen; denn sie stand voll im hellen Licht, ohne Angst, ohne Neugierde, ohne den Willen zu bleiben oder zu gehen. Sie stand hier, weil dieses Haus Gudes Haus, dieser Acker sein Acker war.

Vor ihr hielt er inne. Er stützte das Holz auf; und er neigte sich vor ihr. Aber dieses Neigen war so, wie wenn eine Scholle sich neigt, die der Pflug aufgeworfen hat und die nun wieder in die Furche zurückfällt.

Ein grauer Rock hing um seinen Leib. Die Ärmel waren weit; und wo die Hand nach oben hin das Holz umspannte, war der Arm entblößt. Der war fest in Fleisch und Bein, obwohl es der Arm eines alten Mannes war. Sein Haupt war mit einem flachen, runden Hut bedeckt; unter ihm quoll glattes, volles Haar heraus, Margrit sah alles.

Da er sich wandte und wieder auf Gudes Feld zuschritt, löste sie sich von ihrem Platz und schritt hinter ihm her.

Sie mußte ihm folgen; denn über dürren, raschelnden Halmen waren Worte, die drangen in ihr Ohr und kamen aus dem Munde des Wanderers. Es war eine leise, rinnende Rede, die immer wiederkehrte und kein Ende hatte. Aber was war es mehr? Ein alter Mann ging über das Feld. Er kam aus dem Walde und ging wohl wieder dahin zurück, führte einen Stab, stieß ihn bei jedem Schritt tief in den Boden und murmelte dazu.

Margrit hörte, was er sprach: „So dod as dit Holt!"

Seine Worte gingen in den Acker hinein, in Gudes dürre Ähren; er sprach zu ihnen. Und er meinte mit seinen Worten, daß der Acker, den Gude zugerichtet hatte, den er der Erde abgewann, tot sein sollte, ohne Kraft und Frucht, wie das Holz, das sich in ihn hineinbohrte.

Da sank Margrit zu Boden.

Lauter raschelten die dürren Halme, als sie in sie hineinglitt.

Da sie wieder erwachte und die Augen aufhob, sank der Mond schon hinter die Kronen der Kiefern drüben im Moor. Kühle drang von der Erde her in ihre Glieder. Sie erhob sich rasch, schritt zum Haus zurück, öffnete die Tür, glitt in das Zimmer, horchte auf Gudes Schlaf, streifte das Kleid ab und legte sich an ihren Platz. Sie schlief bald ein. So fest war ihr Schlaf, daß Gude sie am Morgen wecken mußte. Am Tage und an allen folgenden Tagen war sie wie immer.

Je weniger im Sommer und Herbst Gude mit Ernten und Dreschen zu tun hatte, desto mehr sah Margrit ihn mit Hacke und Spaten. Er ersah sich immer neue Strecken, die er der Heide und Moor abgewinnen wollte. Er bohrte sich in den Wald hinein. Es saß gleichsam ein Zorn in ihm, neues Ackerland zu machen, eine Angst, es möchte im nächsten Sommer nicht genug Land für die Sichel da sein.

So hatte Margrit also gute Zeit, an dies und das zu denken. Wenn Erinnerung kam, dann war es für sie, als ob sie im Hause der Mutter im Wandbett läge. Der Wind ging um das Haus. Ein langsames Tier, groß und schwer, strich an der Wand hin. Ein später Vogel mit weichen Flügeln sandte seinen Ruf durch das Windloch. Alles hatte seine Bestimmung; die Wolke, die den Wind brachte; der Baum, der von ihm geschüttelt wurde und auf seinem Aste den Vogel trug; der Wanderer, der am Stabe über den Acker schritt.

In dem Anfang des Frühjahrs, der diesem Herbste und Winter folgte, deckten keimende Hälmchen das Erdreich grün. Alles war wieder gut. Oh, wie schnell konnte Gude vergessen, was ihm den Sommer schwer gemacht hatte. Er sah nicht, wie wenig Land er nur hatte bebauen können. Wo ihm ein Fleckchen war, so groß, daß er es mit seinen Füßen in drei Atemzügen umschreiten konnte, da sah er über ein ganzes wüstes Feld hinweg, das nicht ihm, sondern allem Getier in Wald und Moor Nahrung wachsen ließ.

An einem dieser Abende suchte Margrit nicht sogleich den Platz zum Schlafen auf. Gudes Kleider lagen für die Nacht an ihrem Ort. Sie machte sich an ihnen zu schaffen, legte sie säuberlich zurecht; und dabei wurde sie gewahr, daß sein Schlaf noch nicht ruhig war. Sie beugte sich über ihn und wollte mit den Fingern über seine Stirn streichen, merkte aber, daß er schon langsamer atmete. Die Tür stand noch offen; auch das Windloch war nicht verhängt. Als sie die Hand danach ausstreckte, um es zu schließen, spürte sie den Wind lauer als an den anderen Abenden.

Auch vor der Tür war es warm.

Der Abend war schön, einer von Gudes guten Abenden. Aber da der Stein an der Toreinfahrt hoch war, so konnte sie sich daran halten; sonst wäre sie jetzt schon an ihm niedergesunken und nicht erst, als Gude sie plötzlich anrief. Denn drüben sah sie den Mann am Stabe unter fast kahlem Dorngebüsch heraustreten.

Er war wieder da? Nun zum zweiten Male? Und er ging an diesem Abend über die junge Saat? Sie kannte ihn. Sie sah seinen flachen runden Hut. Und sie hörte, wie er sich mit schleppenden Füßen an dem Holze vorwärtszog. Sein Weg führte wieder zu ihr. Im Vorüberschreiten hörte sie sein Wort; das ging, wie es am ersten Abend gegangen war.

Als Margrit den Fuß heben wollte, dem Manne zu folgen, ihm vielleicht ein Wort zu sagen, ihn anzuhalten, oder ihm etwas zu tun, was der Sinn ihr eingeben würde, rief Gude sie an. Sie dachte noch: So hat er diesmal doch nicht fest geschlafen? Aber dann sank sie an dem Stein nieder und wußte nichts mehr.

Da sie die Augen wieder aufschlug, stand er vor ihr am Bette. Er fragte sie, aber sie verstand nicht, was er fragte, merkte jedoch, daß er den Wanderer nicht gesehen hatte. Als sie ihn bat, ihr zu sagen, ob er nicht einen Mann, einen alten Mann mit einem Stab in der Hand gesehen habe, der hin und wieder über seinen Acker gegangen sei, da verwies er ihr die Rede. Und als nun aus Angst um Margrit, aus Verwirrung über ihr Tun sein Wort härter klang als bei andern Gelegenheiten, da wurde sie störrig, drehte sich ab und antwortete nichts mehr. Weil er glaubte, sie sei aus Erschöpfung über ihren Traumgang eingeschlafen, verhielt er sich darauf still, schloß Tür und Windloch fest und legte sich wieder an seinen Platz.

Am nächsten Morgen und auch am Tage sprachen sie beide nicht über das, was sie in der Nacht erlebt hatten. Gude sah sein Weib scheu an, wenn er sich nicht unter ihren Augen glaubte; und Margrit war verschlossen, weil sie nicht wußte, warum er, als sie ihn nach dem Wanderer fragte, nicht die Wahrheit hatte sagen mögen.

Als der Sommer da war, fragte er sie an einem Morgen, ob sie in diesem Jahre nicht auch mit ihm Garben binden wolle? Er lachte dabei; aber es war ein bitteres Lachen. Denn überall stand Unkraut auf seinen schmalen Äckern; das hatte die Halme fast erstickt. Und er fragte noch einmal: „Willst du nicht wieder mit mir Garben binden?“

Als der Spätherbst gekommen war, lag ein kleines Häuflein Korn auf der Diele, nicht genug für sie beide, um satt davon essen zu können, und gewiß nicht genug, um für das nächste Jahr genügend Einsaat davon zu nehmen. Margrit dachte daran, daß man aus Baumrinde Brot backen und aus Brombeerblättern ein Mittagsmahl bereiten kann.

Um Winterende konnte sie ihrem Mann Hoffnung zu einem Kinde geben. Aber er hörte diese Botschaft ohne Freude; so war die Zeit für ihn geworden. Und auch sie konnte nicht mit den richtigen Worten davon sprechen. Sie dachte nur: Warum jetzt? Warum nun erst? Was soll mir jetzt der Sohn? Was soll mir nun noch ein Kind?

Im Frühjahr säte Gude das letzte Korn, das sie sich unter Hunger vom Munde gespart hatten. Er sah Margrit in langem Nachdenken an und sagte, daß dies nun auch wohl das letzte Jahr sei. Hier falle Jahr für Jahr Unsegen über sie, aber eine neue Heimat suchen, dazu sei es vielleicht auch zu spät. Man müsse sehen, wie es komme. So sprach er. Margrit schnitt Rüben zum Mittagbrot für den nächsten Tag und hackte junge Brennesseln dazu.

Als an diesem Abend zum erstenmal wieder der Mond voll war, Gude an seinem Schlafplatz lag, sagte Margrit: „Du mußt heute gut schlafen.“ Sie horchte zu ihm hin; sein Atem ging schon langsam. Aber da sie auf sein Gesicht sah, bewegte er sich. Sie fuhr mit den Fingern über seine Stirn und sagte noch einmal: „Heute mußt du gut schlafen.“

Und dann stand sie auch schon am Tor und sandte die Augen voraus und nach den Seiten. Sie sah zuerst nichts, was sie an andern Abenden nicht auch gesehen hätte. Nur die Luft war linder als gestern und ehegestern; sie wehte wie ein Bienenlied, süß und schwer. Die erste Frühlingsnacht, die den Saft im Boden gor und ihn in die Spitzen aller Gräser trieb, zog wieder heran.

Margrit wartete auf den Wanderer, der mit dürrem Holz und böser Rede das Land nun zweimal getroffen hatte. Sie wußte plötzlich, daß sie hatte heraustreten müssen, um ihn hier zu erwarten.

Er kam. Dort war er schon. Er schritt, wie er es in jedem Jahr getan hatte, nicht anders. Da er vor ihr stand, strich er den flachen Hut aus der Stirn; darunter sah sie wieder die Sterne seiner Augen, die nun wie in wilder Trunkenheit sie anglühten. Er verneigte sich, nun zum drittenmal, vor ihr und wandte sich dann, ging wieder auf das Land zurück.

Sie löste sich von ihrem Platz und folgte ihm. Sie wußte, warum er trunken war: Er war nun zum letztenmal hier, um Gudes Acker zu treffen; nichts als Dürre und Unfruchtbarkeit würde hinter ihm zurückbleiben. Aber sie wußte auch, warum sie hier stand. Nun wußte sie es.

Da sie den ersten Schritt getan hatte, wandte sich der Wanderer und schritt ihr entgegen. Weit stieß er das dürre Holz voraus. Der Ärmel des Rockes wehte und flatterte. Auch das Haar wehte unter dem Hut zurück. Margrit sah es wohl. Sie dachte: Sein Haar weht; er ist zornig.

So ging sie ihm entgegen. Und so stand sie vor ihm. Ja, nun stand sie schon vor ihm.

Da sie merkte, daß er die Hand ausstrecken und nach ihr greifen wollte, sah sie im Geiste den Mann, von dem das alte Buch diese Rede bringt: Der Mann war allein, er wartete auf seinen Bruder, der ihn vielleicht mit Haß im Herzen suchte. Er stand an einem Fluß und wußte nicht, ob es besser war, den Bruder zu erwarten oder eine Furt zu suchen und an das andere Ufer zu gehen. Und als er in seinem Geiste das Rechte suchte, trat ein Engel zu ihm. Der wollte ihm den hohen Mut bringen; und er tat das, indem er mit ihm kämpfte. Sie rangen miteinander, der Mann mit der Tapferkeit der Angst, bis der Morgen aus dem Meer der Nacht auftauchte. Und als der Engel sich aus der Umklammerung lösen wollte, sagte der Mann: „Jetzt lasse ich dich nicht, du segnest mich denn."

Dies sah Margrit. Sie sah auch den Acker Gudes und alle Äcker, die hier einmal Frucht haben und Korn tragen wollten. Und sie sah den, von dem sie plötzlich wußte, nun, da sie in seine trunkenen Augen sah, daß ihm alle Macht gegeben war, die Frucht im Boden zu töten und das Korn im Halm verdorren zu lassen, in diesem Boden, der von aller Zeit her Wald und Moor und Heide gewesen war, es in alle Zeit hinein bleiben und niemals dem Menschen dienen sollte. Aber sie wußte auch, daß dieses Erdreich nach seiner Bestimmung guter Acker werden wollte, daß es auf sie wartete, auf die junge Mutter, damit sie es löse aus der gewaltigen Schwesterschaft mit Moor, Heide und Wald.

Das alles wußte auch wohl der Alte. Denn er stieß das Holz fest in den Boden und griff mit beiden Händen nach ihr, um sie aus seinem Wege zu stoßen. Aber auch Margrit streckte ihre Hand nach ihm aus. Der Alte schrie: „So dod as dit Holt! In alle Tid so dod!"

O nein, nicht in alle Zeit hinein sollte dies Land den Menschen tot sein. Und da der Alte sie bei den Schultern faßte, glitt er daran mit den Händen ab; er traf ihre Brust, ihren Leib. In diesem Augenblick fühlte Margrit, wie Gudes Sohn sich in ihr regete. Da ging ein schmerzender Riß mitten durch sie hindurch. Und dann lösten sich die Hände des Alten von ihr. Sie glitt in ein tiefes Tal mit hohen Rändern. Ehe sie aber darin versank, sahen ihre Augen noch, daß der Alte in die Knie sank, als ob der Riß auch durch seinen Leib gegangen sei, daß er vornüberfiel, sich auf die Hände stützte, noch einmal das Haupt erheben wollte, sich dann aber seitwärts neigte und, das Gesicht am Boden, stille lag.

Margrit, die in dem Gleiten und Sinken einen Halt suchte, griff nach ihm; aber der Alte war es nun nicht, den ihre Hand faßte. Eine Erdscholle war es, groß und grau, die neben ihr lag. Und mit der Frage: „Du warst es? Also du warst es selber; und du schicktest deinen härtesten Sohn?" glitt sie nun doch in das Tal mit den steilen Rändern hinein.

Noch einmal sah sie im Gleiten ein Stück des oberen Talrandes, meinte Halme und gelbe Ähren sich neigen zu sehen. Und sie dachte an Gude den Ackersmann, und sagte: „Einen Sohn wirst du nun nicht haben; aber dein Acker wird Frucht tragen."

• • •

DER SAATGANG · VON FRIEDRICH GRIESE

Margrit schenkte ihrem Manne kein Kind; und sie war lange Zeit krank daran, daß sie es nicht konnte. Als sie zum erstenmal versuchte, ein paar Schritte zu gehen, wurde sie gewahr, daß ihr Leib Schaden gelitten hatte: die rechte Hüfte war lahm. Aber als Gude an ihrem ersten Tage mit ihr vor der Tür stand, zeigte er auf seinen Acker: Höher als er selber waren die Halme und standen mit vollen Ähren.

Im Sommer band sie Garben auf dem Felde. Sie konnte es; ja, trotz allem konnte sie es. Sie hielt fast Schritt mit ihrem Manne, obgleich ihre Hüfte gelähmt war. Und als im Herbst die Ähren der Körner entledigt waren, wurden sie gewahr, daß eine doppelte, ja dreifache Ernte da war.

Gude fehlte zwar der Sohn, und er sagte es auch zuweilen mit seinen Worten. Er wußte nicht, was Margrit wußte. Er war ein Mann und sah nur, was vor Augen war, aber er traf nicht das Herz der Dinge.

Als ihre Jahre zunahmen, kam an einem Herbsttage ein Jüngling aus dem Wald. Er war auf der Wanderschaft und suchte Land und Menschen, die ihn aufnahmen. Er fand hier beides.

Später brachte er ein Weib und bekam viele Kinder von ihm, Söhne und Töchter.

Die nannten Gude und Margrit alle Vater und Mutter.

EISGANG AN DER OSTSEE · PHOTO VON WILH. CASTELLI, LÜBECK

SELBSTBILDNIS VON ERICH DUMMER
PHOTO J. MAASS, LÜBECK

DIE INNERE GESTALT · A. B. ENNS

(ERICH DUMMER ZUGEEIGNET)

Auch wenn es ungeboren
unser Leben ist geprägt.
Schon sind wir Zug um Zug
in einer Knospe eingehüllt.
Und was das Antlitz auch entfaltet,
das Herz in seinen Schlägen zählt,
wir haben es empfangen,
bevor wir alles nachgelebt.

Bevor sich Schatten senken,
bevor das Wissen uns gereift,
das unsern Durst nie stillt,
bevor Verwandlung nach Verwandlung
staunend wir durchschritten —
birgt unser ungeübtes Herz
in unerkennbar stillen Falten
Gestalt, die unser werden soll.

LANDSCHAFT · ÖLGEMÄLDE VON ERICH DUMMER
PHOTO J. MAASS, LÜBECK

AMARYLLIS VON A. B. ENNS

Daß über den Himmel, der grau und schwer
mit unendlichem Zug von Wolken sich niederläßt,
daß über ihn Tauben wie trunken hintragen
ihr Leichtsein, unsichtbar unter die Schwingen gefaßt,
gehoben, und selber im Unsichtbaren sich schwingend . . .

Und hinter Sprosse und Scheibe verblüht sie ihr Dasein!
Wo hebt sich über den fruchtbaren, unberührten,
den Sümpfen der Heimat noch Himmel wie einst?
Wie klang ihr Rot in seine unendliche Bläue!
Wie sogen die Fasern aus lockerdurchfeuchtetem Erdreich!

Und hier umschließt eine Scherbe die Handvoll Erde,
den schmachtenden Durst stillt täglich ein kärglicher Guß.
Nur mühsam hebt sie in unsre niederen Himmel,
nach Jahren der Mühsal, ihr stilles und bleiches Rot.

Und hinter der Scheibe zieht der befrachtete Wind,
und frühe Dämmerung fällt aus lichtlosem Grau
aufs sonnendurstige, immer noch lichtvolle Antlitz.

WAS LÜBECK FÜR MICH BEDEUTET

VON GEORG KLEIBÖMER

WENN Siegfried vergeblich zu verstehen versucht, warum er bei allem Trieb: hinaus in die Welt! immer wieder in Mimes Hütte zurückkehren muß und er den Zwerg singend fragt: „. . . so hilf mir wissen, worüber umsonst ich sann: . . . wie kommt das, kehr' ich zurück?" Dann fühle ich immer ein persönliches Erlebnis in dieser Frage wiederklingen: Wie kommt es, daß ich immer nach Lübeck zurück mußte, allen starken Verstandeseinwänden und allen draußen geknüpften Verbindungen zum Trotz? Warum hänge ich so an dieser Stadt und — was hat sie für mich bedeutet, wie auf meine Lebensgestaltung gewirkt?

Immer und überall fühlte und bekannte ich mich mit heimlichem Stolz als Lübecker. Woher dieser „Lokalpatriotismus"? Erbteil war es nicht; denn meine Eltern waren erst zugewandert, und beim Tode meines Vaters war meine Mutter noch nicht eingewurzelt. Sie fühlte sich, wie das sehr vielen nach Lübeck Zugezogenen noch jahrelang geht, fremd und einsam unter den verschlossenen Menschen. Loblieder auf Lübeck hat sie uns an der Wiege nicht gesungen. So wuchsen wir Kinder denn eher schon im Gegensatz zu ihren Empfindungen auf als echte Lübecker.

Wie stark muß doch unsere Stadt schon in der Jugend auf mich gewirkt haben, obgleich ich Vorstadtkind war; da hinten in Sankt Lorenz, in den Straßen eintönigster charakterloser Häuser! Als junger Mensch schon flog ich aus, nach Griechenland. Zwei Jahre lang ist mein liebster Aufenthalt in meinen freien Stunden die Akropolis in Athen gewesen. Jeden Stein da oben habe ich unter Dörpfelds Leitung kennengelernt. Troja und Pergamon, Mykenä und Tiryns, Sunion und Eleusis erlebte ich, und Homer wurde mir lieb und lebendig. Im Kreise junger Archäologen und Altphilologen atmete ich griechischen Geist. Und — blieb bei allem Eintrinken dieses Geistes ein echter Lübecker, war in Lübeck wieder zu Hause und empfand keinen inneren Widerspruch zu Griechenland!

Mir ist längst die Ähnlichkeit meines Lebensganges mit dem unseres Landsmannes Emanuel Geibel aufgefallen. Auch er zog in jungen Jahren nach Griechenland, nach Athen. Auch er trank sich satt am griechischen Quell, und der tiefe und wohltätige Einfluß griechischer Kunst auf seine Poesie ist nicht zu verkennen. Und doch blieb auch er ein echter Lübecker, doch zog es auch ihn immer wieder zurück nach der Vaterstadt. Aus dem gleichen Grunde beschäftigt mich seit langem der Maler Milde. Er war doch auch in Rom gewesen, Künstler in Rom! und kam nach Lübeck und — wuchs dort fest. Obgleich er Zimmer im „pompejanischen Stil" ausmalen konnte, zeigte er daneben soviel Verständnis und Liebe für Lübecks Wesen, daß wir ihm die liebevollen Zeichnungen vieler jetzt zum Teil schon verschwundenen Ecken und Winkel und Gebäude verdanken. Römischen Kunstgeist konnte auch er vereinigen mit der Liebe zur unscheinbaren kleinen Fachwerkbude, deren einziger Reiz ihre Traulichkeit ist, mit der Leidenschaft für alte bunte Glasfenster, die auf Kirchenböden in Kisten verstaut waren, mit der Neigung zu Käfer- und Pflanzensammlungen und anderen Museumsbetätigungen.

Hier muß also irgendwo das Geheimnis Lübecks liegen, daß es mit einer so seltsam starken Macht Menschen in seinen Bann zwingen oder zurückzwingen kann.

Was ist das für eine Kraft? Es ist gewiß nicht der Geist lebendiger Kunstfreude. Wer überhaupt etwas von Geibel weiß, der kennt die Atemnot, die sich auf den jungen Dichter legte, sobald er nach Lübeck zurückkam in dem sichern Gefühl, daß er ganz seiner Kunst leben müsse. Kunstfroher Geist lebte damals, vor fast hundert Jahren, nicht in Lübeck, und heute ebensowenig. Keinen bedeutenden Künstler lockt es zu dauerndem Wohnen nach Lübeck. Lübeck ist auch keine Stätte schaffenden wissenschaftlichen Geistes; überhaupt zeichnet nichts überragendes

Geistige unsere Stadt aus. Da sind wir nicht mehr als eine andere Stadt gleicher Größe. Das kann es also nicht sein, was einen hungrigen jungen Geist nach Lübeck zieht oder ihn dort festhält. Was dann? Anmut und Lebensfreude etwa, die doch auch durch ihre Gefälligkeit Menschen berauschen könnte, gehören gewiß nicht zu Lübecks Wesen. Das hätte mich schwerfälligen norddeutschen Menschen auch nicht anziehen können.

Es bleibt doch bei allem Sinnen und Überlegen die steinerne Stadt selbst, die den eigenartigen Zauber auf mich, wie auf so manchen andern Menschen, ausgeübt hat. — Vielleicht noch die Nachwirkung lübeckischer Geschichte und ihrer hervorragenden Persönlichkeiten?

Ich weiß, daß mir schon als Knabe die Augen aufgegangen sind für das Besondere unserer Vaterstadt. Und in den Jahren des erwachenden Geistes habe ich dann auch, unter Hilfe eines älteren Freundes, den Umweg über die Kenntnis der Baustile: „das ist eine gotische Fassade, das ein Renaissanceportal, das ein Zopfgiebel und das ein Rokoko-Türklopfer", zum Verständnis und zum Erlebnis der Bauwerke, der Straßen und Plätze Lübecks gemacht. Ich erinnere aber auch, daß ich in echt romantischer Stimmung als junger Mensch abends beim Laternenschein vor den alten Häusern stand und den „Geist jener Zeit" aus den Giebeln zu mir sprechen lassen wollte. Auch als ich voll von der Herrlichkeit griechischer Formen und Maße in der Kunst und voll von der Heiterkeit ewiger Marmorbauten heimkam, konnte diese neue Art, die Welt zu schauen, doch diesen herben Treppen- und Zopfgiebeln nichts von ihrem starken Eindruck nehmen. Ich bin mir nicht ganz klar, wie sich in mir beides vereinigt hat. Manchmal glaubte ich sogar — so ganz war ich wieder Lübecker geworden! —, Griechenland und griechische Kunst hätten überhaupt keinen starken Eindruck auf mich gemacht, sondern wären als artfremde äußere Einflüsse von mir bald wieder abgeschüttelt worden. Aber ich habe dann doch das Gegenteil gemerkt. Der entsetzlichen Unsicherheit in Schönheits- und Kunstfragen gegenüber, der wir überall begegnen, hatte mir Griechenland ein sicheres Gefühl für schön und unschön gegeben. Und ich merkte, daß alles, was künstlerisch echt ist — und zeige es selbst Rokokoformen —, im letzten Grunde auch vor griechischen Kunstgesetzen besteht. Und noch ein anderes wurde mir klar: ich hatte die Idee des Faust II erlebt! Das soll heißen: das Ringen um eine Vereinigung griechischen und deutschen Geistes, diese leitende Idee im zweiten Teil des „Faust", konnte ich voll nachempfinden.

Wenn ich also glaubte erkennen zu können, was denn eigentlich Lübeckisches so stark auf mich gewirkt hat, so sagte mir das aber noch nicht, inwiefern es meine Lebensgestaltung beeinflußt hat. Aber ich sehe ganz klar, daß dieses steinerne Lübeck, das so laut und eindringlich auf die jungen Lübecker einredet, mir einen Schutz gegeben hat gegen die mechanisierenden und zivilisierenden, entseelenden Zeitströmungen. Wir Lübecker sind nicht ratlos allem lauten und klug überredenden Neuen verfallen. Ein Gefühl für organisches Wachstum gibt uns die Sicherheit, alles prüfen zu können, was in unserer hastenden Zeit vom Tag geboren wird. Wir sind besser ausgerüstet als Menschen einer Stadt ohne Geschichte und Tradition, um gesunde Kräfte von zersetzenden unterscheiden zu können. Ich konnte doch zur Zeit, als eine völlige Ratlosigkeit in kulturellen Dingen die Menschen beherrschte, bei meinem ruhelosen Wandern durch die Welt oft mit Freude feststellen, daß viele Städte im Bauwesen noch ziellos irrten und suchten, als in meiner Vaterstadt schon Bauwerke entstanden, die echt und gesund aus Liebe und Verständnis unserer Stadt, als etwas Lebendiges und nicht wahllos Nachgeahmtes erwuchsen. Als Schultze (Naumburg) zusammen mit Avenarius und seinem Kreis das Gefühl für Echtes im deutschen Volk wieder weckten, fühlte ich mich stolz als Lübecker, denn bei uns war das Verständnis dafür vor andern Städten früh erwacht: weil unsere alte Stadt so stark auf uns einredete! Aber dieser Segen, den ich meiner Vaterstadt danke und den ich hoch bewerte, hat mich auch einmal schwer bedrückt, hat mir zur Hemmung werden wollen!

Die Zeitwende, deren inneren Beginn wohl niemand zeitlich festlegen kann, die aber doch durch das Kriegsende und die einsetzende Umwälzung Deutschlands äußerlich einen festen

Zeitpunkt hat, die hat mich noch einmal hart aus meiner Sicherheit gerissen. Ich fühlte den Atem einer neuen Zeit; mehr noch: ich erlebte im Jahre 1918 einen Anfang, nicht ein Ende. Ich glaube — das ist mein starkes inneres Erlebnis, das mich in verhältnismäßig reifen Jahren noch von Grund auf erschütterte —, daß wir an einer Zeitwende stehen, wie sie je und dann in unser geschichtliches Werden eingebrochen ist: wo nicht ein ungestörtes organisches Weiterwachsen möglich ist, sondern wo mit revolutionärem Drang das Neue sich schneller und unverbundener durchsetzen will und wird, als es bei natürlichem Wachstum könnte. Ich glaube nicht an etliche Neuerungen auf diesem und jenem Gebiet, sondern an eine aus der letzten geistigen und Lebenshaltung herauskommende allgemeine Umgestaltung, an eine neue Zeit. Und das erschüttert mich, den im sicheren Gefühl des organischen Wachsens und Werdens aufgewachsenen Lübecker. Aber ich finde doch auch wieder ganz andere Sicherheit und Festigkeit diesen Dingen gegenüber, als wenn ich nicht in Lübeck beheimatet wäre.

Mir graute vor dem „Nur-Geist", vor dem kalt Verstandesmäßigen, das sich in der Wirtschaft durchzusetzen begann, das mit den arbeitenden Menschen wie mit mathematisch berechenbaren PS. rechnete, und das seinen äußeren Ausdruck in den Werkbauten fand. Und ich merkte dann doch, daß diese Fabrikanlagen, diese Maschinen, diese Riesendampfer sich in ihren Formen wandelten. Ich saß einst in Nauplia an einem stillen Abend am Mittelmeer und schaute auf den Dampfer, der sich als Schattenriß gegen den buntfarbigen Abendhimmel abhob. Die unendlich zerrissene, krause, unschöne Umrißlinie des Dampfers erinnerte mich an den großen neuen Lloyddampfer, der im Englischen Kanal in aller Herrgottsfrühe an uns vorbeigefahren war und dessen Umrißlinien sich gegen den Himmel abgezeichnet hatten. Da hatte ich das Gefühl gehabt: etwas von der Reinheit griechischer Formen wirkt jetzt doch auch in den schiffebauenden Ingenieuren.

Aber mir graute noch immer, als die nüchterne, sachliche Bauweise auf das Wohnhaus übergriff. Ich spürte den Einfluß amerikanischen Zivilisations- und rationalistischen Geistes, gegen den sich der Geist lübeckischer Kultur auflehnte. Ganz verwirrt wurde ich, als die Männer vom „Bauhaus" in Weimar die „Wohnmaschine" erbauten, mit rücksichtsloser Ehrlichkeit also den Gedanken der Zweckmäßigkeit aller Einrichtungen bis ans Ende durchführen wollten. Aber auch da bin ich hindurchgekommen. Ich bin in der Weißenhofsiedlung bei Stuttgart hinundher gegangen, trotz der unerträglichen Sonnenhitze, die von den Haus- und Mauerwänden blendend zurückstrahlte; ich wollte aus dieser Siedlung „allermodernster Wohnbauten" nicht eher fortgehen, als bis ich mit mir darüber ins reine gekommen wäre. Und als ich am nächsten Tage einem geistig bedeutenden Manne erzählte, ich sei dort gewesen, da mußte ich auf seine Bemerkung: „Furchtbar, nicht wahr?" antworten: „Nein, es hat einen starken Eindruck auf mich gemacht. Aber ich habe jetzt noch schwer mit dem Problem zu ringen: Was soll eine alte Stadt mit geschlossenem Charakter wie Lübeck dazu sagen?" Ich bin dann mit einiger Unruhe durch Lübeck gegangen. Ich hatte längst gefühlt, daß in den neuen Bauformen nicht nur streng sachlicher Geist regiere, sondern daß ein aus griechischem Kunstgeist ererbtes strenges Form- und Maßgefühl die Bauglieder durchseele; daß die leere amerikanische Nüchternheit in Europa durch geläutertes Kunstgefühl überhöht wurde und daß, wo bedeutende Künstler waren wie in Hamburg, diese Zweckmäßigkeitsformen sich durchaus auch in ortseigener Weise gestalten ließen. Ich war inzwischen überzeugt, daß sich in der neuen Bauweise doch der Geist der werdenden Zeit ausdrücke. Und ich sah in den in Lübeck erstehenden Bauten entweder von diesem Geist unberührte und also in eine abschließende Vergangenheit hineinreichende Nachzügler oder aber Kompromisse, die ganz gewiß nichts von einem Führertum in neue Zeit zeigten. Ich schaute noch einmal die alten lübeckischen Giebel an und überdachte die Abwandlung der gotischen in Renaissancegiebel. Gewiß, da war eine organische Entwicklung: ohne grundsätzliche Änderung der äußeren Form ist damals die Betonung der Senkrechten abgewandelt worden in die Wagerechte. So sprach

sich dann doch in der neuen Form die Wandlung des Geistes aus: vom gotischen Jenseitmenschen zum diesseitigen Renaissancemenschen. Aber die Grundform des Patrizierhauses war doch geblieben, denn die Lebensweise hatte sich nicht grundlegend geändert: Wohnhaus und Lagerräume waren noch vereinigt in diesen Häusern, Familienleben und Arbeitsstätte waren noch nicht getrennt. Heute ist das anders; mit einer solchen Abwandlung der gewachsenen Formen, wie ich sie hier sah, ist's diesmal nicht getan. Heute verlangen andere Lebensformen auch andere Bauformen. Und da blieb ich vor unserm Rathaus stehen. Und der graue Sandsteinvorbau auf dem Markt erlöste mich aus meinen Nöten. Nichts von Anpassung an die Formen der Väter, sondern frei und kühn und rücksichtslos haben damals die Bürger gebaut, wie es *ihrem* Wesen entsprach. Daß sie aber (sicherlich durch die Tradition ihrer Stadt) kulturell und künstlerisch klar und sicher empfindende Menschen waren, das war entscheidend; denn das bewahrte sie davor, etwas künstlerisch Minderwertiges zu bauen. Und ich möchte doch *den* Lübecker sehen, der die Windlöcherseite des Rathauses mit den Renaissancegiebeln für einen Schandfleck Lübecks ansähe, weil die Väter des 17. Jahrhunderts sich nicht den überlieferten Bauformen anpaßten!

Auch vor meinem Gewissen bin ich nun beruhigt, seitdem ich in Münster, der im Wesen uns so verwandten Stadt, zwischen prächtigen alten Giebelhäusern ein kompromißlos „modernes" Geschäftshaus gesehen habe, das mich so wenig gestört hat wie ein Nebeneinander von Gotik und Barock.

Was kann mir Lübeck aber noch sein, wenn ich an eine neue Zeit glaube? Neue Zeiten werden geformt von Menschen, die gleichzeitig wirtschaftlich kühn neugestalten und dabei völkische Jugendkraft in solchem Maße besitzen, daß sie auch künstlerisch neu gestalten, überhaupt *alle* Lebensgebiete aus *einem* Geist heraus formen können. Das lehrt mich Lübecks erste Zeit. Damals stießen wir ins unerschlossene Kolonialland hinein, damals bauten wir eine neue Stadt, und zwar, indem wir die gebräuchlichen romanischen Bauformen schnell und entschieden abstießen, bauten wir modern, nämlich gotisch. Damals waren die Lübecker wagende, unternehmende Kolonialmenschen, die zum Leben und Wirken Ellbogenfreiheit brauchten, solche Menschen, wie sie heute nach Amerika oder andern unerschlossenen Ländern auswandern. Und es waren Menschen, die das viele Geld, das sie verdienten, nicht nur in Essen und Trinken und materiellem Lebensgenuß anlegten, sondern die aus kulturellem Verantwortlichkeitsgefühl und aus dem frohen Gefühl unverbrauchten gesunden Volkstums heraus ihren geistigen, künstlerischen, religiösen Lebensnotwendigkeiten genügten: in unerhört kurzem Zeitraum erstanden alle die Bauwerke, die der Stadt auf Jahrhunderte hinaus das Gepräge gaben. Das war „hanseatischer Geist": dieses Draufgängertum, dieses frisch-fröhliche Wagen in der Wirtschaft wie im Bauen!

Heute sehe ich in Lübeck nicht die menschlichen Kräfte, die auf einem dieser Gebiete Führer ins Neuland der Zukunft sein könnten. Auf dem Gebiet der Wirtschaft hat noch keiner unserer Lübecker Kaufleute neue Wege gewiesen; auf dem Gebiete der sozialen Neugestaltung ragt keiner unserer Arbeiterführer hervor, auf dem Rathaus wird staatsmännisch nichts geleistet, was in die Reihe „hansischer Leistungen" zu stellen wäre; städtebaulich stehen wir in bezug auf schöpferische Taten hinter vielen, sehr vielen andern Städten zurück. Vorstädte sind enstanden von der Größe der eigentlichen Stadt, aber kein Geist hat sich geregt, hier, wo es möglich war, etwas Charaktervolles zu schaffen; keine Hauptader ist entstanden (etwa die Schwartauer Allee als Herz einer großen Vorstadt); kein großzügiger Stadtplan hat die Möglichkeiten schöpferischer Gestaltung von neuen Stadtteilen und Siedlungen aufgezeigt.

So bleibt die Altstadt, das Erbe unserer Väter, das Herz Lübecks. Und die Aufgabe, die uns Lübeckern bei der Gestaltung der neuen Zeit zufällt, muß *dort* liegen.

Und so ist es auch für mich. Aus dieser geschlossenen Altstadt fließt mir das warme Blut zu, das ich in dieser neuen Zeit gebrauche.

Lübeck hat mich gelehrt: daß keine Kultur anders als auf religiösem Boden erstehen kann. Ich empfinde diese Erkenntnis als einen großen Lebensgewinn. Ich habe viel dadurch gelernt: ich sah diese Lehre sowohl bestätigt bei Goethe, um dessen Lebensanschauung ich mich immer ernst bemühte, und dieselbe Lehre hat mich sogar die schier unübersehbare und unverständliche türkische Kultur, wie sie sich in Konstantinopel offenbart, verstehen lassen. Das sind Lebensgewinne für mich von großem Wert. Und für meinen Blick hinaus ins werdende Zukunftland bedeutet solche Erkenntnis einen felsenfesten Grund, auf dem ich feststehe und von welchem aus ich alles, was da werden will, mit kritischen Augen betrachten lerne.

Lübeck hat mich gelehrt: daß ein organisch gegliedertes Volk die Voraussetzung für eine gesunde Kultur ist. Ich habe in meiner Knabenzeit noch Reste der ständischen Gliederung erlebt, habe die Kornträger noch als „Korporation" mit eigenen Rechten und mit eigener Tracht und mit eigenem Standesstolz gesehen. Solches Standesgefühl gibt Haltung und Würde. Darum kann ich auch den Standesstolz unserer heutigen Arbeiter würdigen als gesundes Zeichen der neuen Zeit, die mit dem Standesdünkel mancher überlebten Bürgerkreise aufräumen wird.

Lübeck hat mich gelehrt: Eine Gefahr zu sehen in der Überbetonung der Arbeit, die trotzdem keine innere Befriedigung schafft, sondern nur Abspannung erzeugt, wogegen nicht besinnliche und beschauliche Ruhestunden, sondern ablenkende Reizungen nötig sind.

Dagegen haben wir die unendlichen Werte in unsern Bauten und Räumen. Wie die Menschen aller Schichten staunten und erlebten und empfanden, als sich der Blick auf die Marienkirche durch die Schrangenfreiheit öffnete, das war mir ein Beweis, wie wir Lübecker durch unsere Stadt Tausende Erlebnisse seelischer Art haben, die uns nur nicht immer bewußt sind, weil sie nicht neu sind. Eine Minute Aufenthalt auf dem Marienkirchhof zwischen Rathaus, Kanzlei und Kirche wirkt auf jeden Menschen, wenn es auch nicht ins Bewußtsein tritt. Wir Lübecker können den großen Mangel unserer Zeit: das Fehlen unmittelbarer seelischer Eindrücke erhebender Art als Ausgleich gegen die vielfach drückende Arbeitsform, für unsere Menschen wohl beheben. Zahllose Möglichkeiten gäbe es da noch: Wie oft habe ich, wenn ich still in der Marienkirche saß, um den Raum auf mich wirken zu lassen und dann wieder an meine Arbeit zu gehen, gewünscht, daß man dieses Gotteshaus aus seiner Erniedrigung zum „Museum mit Eintrittsgeld" erlösen und es wieder zu einer freien Stätte der Erbauung auch außerhalb der Gottesdienststunden machen möchte.

Und wenn ich von den vielen Möglichkeiten, wie Lübeck gerade in unserer Zeit unseren Nöten helfen könnte, zuletzt noch die Katharinenkirche nenne, so deshalb, weil dieser Raum ja längst noch nicht allen Lübeckern mit seiner Schönheit bekannt ist, und weil ich die Stunden im Hochchor dieser Kirche mit zu den ganz schönen Erlebnissen rechne, die mir meine Vaterstadt geschenkt hat.

GEDICHTE VON FRIEDRICH SCHULT

DIE KERZE

Himmlisches Licht,
treu aus dem wächsernen
Quell gespeist!
Es ist kein besserer
Freund in der Nacht
und brennt nichts gelassener
gegen den Tod,
bis früh vor Tage
wieder die Amsel singt.
Klirrt schon der Morgen,
nimmt dich der Schlaf.

NACHT OHNE SCHLAF

Nacht ohne Schlaf und Lippe ohne Wort,
es murrt und dröhnt von allen nahen Dingen,
es fallen lautlos Decken und Wände ein.
Du auf dem schwebenden Bett,
du auf dem breiten Stein,
hinter vergitterter Brust
klagt das gefangene Herz.

DER BETTLER

Er tritt noch täglich mitten zwischen sie,
aber seine Gewänder sind verbraucht,
die großen Propheten sind tot,
und seine Häuser sind wie leergefaulte Schalen am Meer.
Man hat ihm seine Zeit gesetzt.
Ihn hungert hinter feierlichen Fenstern.
Des Sonntags speist man ihn.
Ein kleiner Gott, den eine Negerin am Halse trägt,
ist besser dran als er.
Nur seine ehrnen Zungen riß man ihm nicht aus;
er darf sie rühren dann und wann,
und nach Gebühr und Maß.

DOM

Er ist alle Tage gesattelt und geschirrt,
unruhig stampft er mit den mächtigen Hufen
und wartet, wer ihm auf den kupfernen Rücken springt.
Sie achten seines Gescharres nicht,
sie hören sein orgelndes Gewieher nicht,
sie handeln unter dem brennenden Schweif
frisches Gemüse ein
und lebenden und gedörrten Fisch.
Am Abend heult er wie ein Gespenst
und schnobert nach goldenen Krippen.

Er brüllt wie ein Stier,
da nimmt er mich auf,
da umhalst mich der Turm,
es stampfen die Pfeiler,
es klirren die Ziegel,
da schwank ich im Sattel,
da hebt sich der Stein.

ABEND

Gerüche streifen uns
wie Flügel zahmer Tauben,
und von den Leibern
tropft warmer Glanz.
Jünglinge sind betäubt,
und alle Frauen
schenken sich heimlich aus.

Häuser umstellen mich dicht,
hinter den Fenstern atmet es fremd,
und der Dom ist eine große,
leck gesprungene Arche.
Gestirn ist weit.

Die Augen kehren sich um,
Gehör ist verstopft,
alle Stimmen sind verloren,
hinter meinen Rippen, den schlechten Palisaden,
zersägt mich das Grillengezirp der Zeit.

Nacht hängt von Dach und Baum,
Fenster sind feierlich,
und Mauern und Wände sanft.
Schlaf deckt mich zu,
und Blut schwemmt müde
die hellen Dinge fort.

KANZLEIGEBÄUDE
PHOTO LIEBING UND THIEME, LÜBECK

DIE KLINKERFUSSBÖDEN VON ASMUS JESSEN

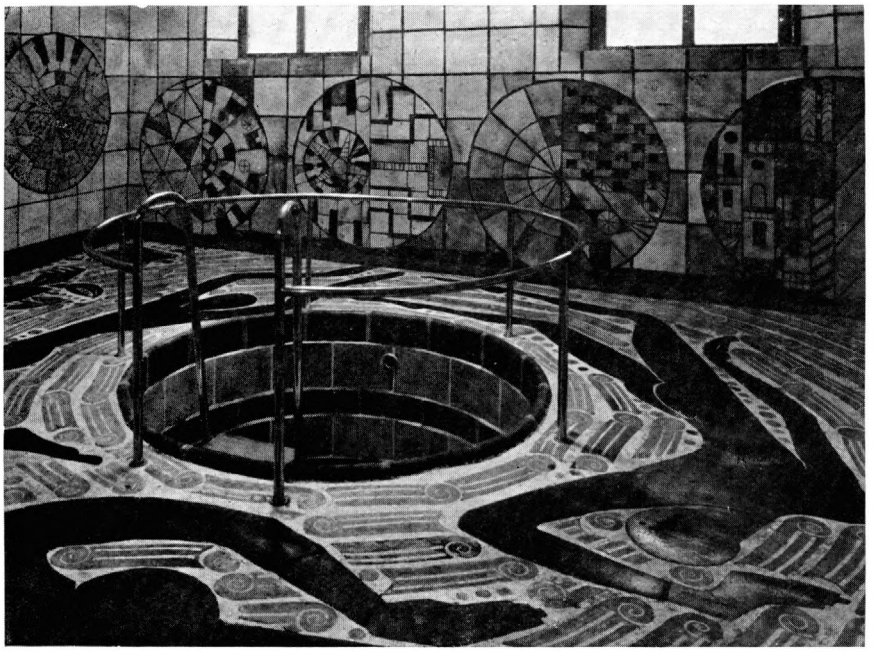
VON A. B. ENNS

ASMUS JESSEN ist als Gestalter des Lübecker Jahrbuches, dem er auch diesmal sein Gesicht gegeben hat, bekannt geworden. Seine schönsten graphischen Arbeiten sind der kirchlichen und profanen mittelalterlichen Architektur unserer Stadt gewidmet, und zwar dem Wunder ihrer Raumwirkung. An diesem Erlebnis hat sich seine künstlerische Handschrift ganz wesentlich gebildet und bereichert. Die Bürgerhäuser, der Dom, die Marienkirche — jede dieser graphischen Blattfolgen bedeutet für den Künstler eine neue Entdeckung und eine Entfaltung seiner Anschauung. Vielen ist durch ihn erst der unmittelbare künstlerische Genuß, das bildhafte Schauen dieser Bauwerke erschlossen worden.

Die Klinkerfußböden, die Jessen in Verbindung mit der keramischen Werkstatt von W. Meimerstorf in Wandsbek in den letzten Jahren in Lübeck und außerhalb geschaffen hat und denen diese Betrachtung gilt, vereinigen den Geist mittelalterlicher Architektur, der auf einer inneren Dynamik beruht, und das daran entwickelte ornamentale Sehen und Denken. Diese Verbindung gewinnt eine ganz persönliche Form. Die Idee dieser Klinkerfußböden, sozusagen die Erfindung dieser Möglichkeit für die bisherige graphische Ausdrucksweise, die räumliche Auswirkung des an der räumlichen Architektur gewonnenen Erlebnisses und die glückliche Wahl des Werkstoffes eröffnen dem Künstler ein besonderes Arbeitsfeld. Die vier jetzt vorhandenen Fußböden, zwei in Lübeck, in der Kreditanstalt (früheres Kanzleigebäude) und Oberrealschule, einer in dem römisch-irischen Bad in Harburg und der neueste in dem Lehrlings- und Gesellenheim in Neumünster, zeigen, wie abwandlungsfähig die Idee ist, wie vielen Versuchen das Material und seine Bearbeitung noch die Tür öffnet.

Die handwerkliche Schönheit dieser Fußböden gründet sich auf der Ausnutzung und Gestaltung des dunkelbraunen Eisenklinkers, eines in seiner Wirkung schlichten und ernsten Werkstoffes von übrigens unbegrenzter Haltbarkeit, den Jessen in eine aus weißem oder hellem Zement bestehende Grundfläche einfügt. Nur in der Oberrealschule hat er umgekehrt die Grundfläche mit regelmäßig quadratischen Klinkerfliesen belegt, in denen das dekorative Muster in Kerbungen ausgespart ist, die beim Legen des Fußbodens mit hellem Zement ausgestrichen sind. Während hier also das Muster auf dunklem Grunde steht, ist es in den übrigen Fällen eine Kontrastwirkung von dunklem Muster auf hellem Grunde. In Harburg und Neumünster tritt dann noch eine Bereicherung hinzu, indem der Künstler als vermittelnden Farbton einen hellen Klinker dazu nimmt und sogar an einzelnen Stellen zwei Tonarten in einem Stein mischt. Diese handwerklich immerhin umständliche Ausführungsart künstlerischer Einfälle findet offenbar weitgehendes Verständnis bei der ausführenden Werkstatt. Die Keramik-Manufaktur von W. Meimerstorf ist auch sonst dadurch rühmlich bekannt, daß sie auf neue künstlerische Möglichkeiten und Versuche bereitwillig eingeht.

Abgesehen von dem Fußboden in der Oberrealschule zum Dom, der in der Anlage sowohl wie in der handwerklichen Gestaltung ein Versuch für sich ist, hat der Künstler sich von der Absicht leiten lassen, die jeweilige individuelle Raumform zu betonen und zu klären. Der Mensch, der den Raum betritt, soll durch die Formen und Linien geführt werden. Damit ist nicht etwa eine nüchterne Veranschaulichung der Ganglinien gemeint. Auch handelt es sich nicht um einen Raumschmuck, ein dekoratives Muster. Sondern der Künstler will ein organisch-zweckmäßiges Gebilde schaffen, das die Bewegungstendenzen des Raumes zur Darstellung bringt. Eine dynamische Spannung und Geladenheit der Formen verwirklicht diese Absicht, so daß wir von der Objektivierung einer Raumidee, soweit ihr gewisse Bewegungstendenzen immanent sind, sprechen



RÖMISCH-IRISCHES BAD HARBURG
PHOTO KURT FOIGE, HARBURG

können. Hier bieten sich auch ideelle Verbindungen zur gotischen Architektur an, die ja auch in ihrem inneren Wesen dynamisch, nicht statisch ist. So scheint bei Jessen das ruhend Umschlossene des Raumes kaum bedacht und gestaltet. Dieses würde symmetrische, zentral orientierte Muster, ein Teppich-Mosaik erwarten lassen. Das Dynamische erfordert eine organische Entwicklung, Anfang und Ende einer Bewegung. Nicht anders sind die Motive von Jessen aufzufassen. Die Bewegung in ihnen ist durch Mittel- und Ruhepunkte gesammelt und gehalten. Nirgends herrscht Gleichordnung, nirgends langweilen Wiederholungen, sondern Variationen steigern und wandeln die Formen in lebendiger Weise ab.

Leider vermögen die Abbildungen keine Vorstellung von der eigentlichen Wirkung im Raume zu geben. Selbst der zeichnerische Entwurf muß erst ins Räumliche umgedacht werden. Die bewegte Form und Linie, dazu die Wirkung des Materials und der Farbe können in der Abbildung nur angedeutet werden. Die Fußböden müssen beschritten und abgeschritten werden. Dann erst wirken die einzelnen Teile verbunden in ihrer räumlichen Ausdehnung.

Es scheint nicht von ungefähr, daß die Fußböden sich nicht in Festsälen, sondern in Durchgangsräumen befinden: in Vorräumen, Vorhallen, durch die der Verkehr geht. Diese wirkliche Öffentlichkeit macht es vielen möglich, die Fußböden zu sehen und ihre Wirkung zu erproben. Das Löwenmotiv im Kanzleigebäude, am stärksten auf eine einfache Kontrastwirkung von Dunkel auf hellem Grunde gestellt, überzeugt als künstlerische Erfindung auch heute, nachdem die andern Versuche gefolgt sind, noch am meisten. Das figürliche Hauptmotiv erscheint in fünffacher Abwandlung. Es ist ganz in das Fliesenmaterial umgesetzte, lebhaft bewegte, mit innerer

Spannung geladene und dabei ganz Ornament gewordene Form. Der große Blick für das Ornamentale verrät sich besonders auch in der Zusammenfügung der Einzelmotive und in der Erfindung von glücklichen Nebenmotiven, die wiederum zweck- und sinnvoll entweder die Bewegung aufnehmen, wie die ausstrahlenden Formen vor der Treppe, oder einen räumlich heiklen und toten Punkt künstlerisch verlebendigen, wie das sternartige Muster an der rechten Längswand. Der Künstler hat hier die Notwendigkeit, jede Form in werkgerechte Fliesen zu zerlegen, benutzt, um in den Fugen den gemeinsamen weißen Untergrund erscheinen zu lassen. Zugleich ist auf die einzelnen Teile Bedacht gelegt. Ein großer Teil der Wirkung geht somit vom Detail aus, ohne daß dieses sich besonders vordrängte.

In Neumünster wie in Harburg hat der Künstler dieses Detail zugunsten der großen Wirkung zurückgedrängt, er hat eine dunkle Fugung bei den dunklen Hauptmotiven angewandt. Im römisch-irischen Bad hat er dafür einen Untergrund von größerer Mannigfaltigkeit geschaffen, indem er in Streifen und Fliesen aus hellerem Ton noch wieder weißen oder getönten Zement einstreicht, indem er überhaupt mehr nuanciert. Die den Hauptmotiven immanente Bewegung wird überall vom Untergrund mitgetragen. Es hat sich hier gezeigt, daß der Zement bei größerer Inanspruchnahme durch die ausströmenden heißen Dämpfe und Wasserstrahlen nicht widerstandsfähig genug ist. Gewiß wird die handwerkliche Ausführung, aber auch der Künstler für künftige Fälle daraus eine Lehre ziehen.

Zu erwähnen ist noch, daß der Künstler in dem römisch-irischen Bad auch die Wände des Raumes gestaltet hat, die ja auch aus Fliesenmaterial bestehen mußten. In den Wänden sind die Heizkörper und Zuleitungsrohre eingebaut. Es bestand die Aufgabe, die Wand zu durchbrechen und ihr doch den Wandcharakter zu bewahren. Jessen hat eine Reihe von Motiven dafür erfunden, die dem Raum in Verbindung mit dem Fußboden eine reiche Wirkung verleihen.

Im Lehrlings- und Gesellenheim in Neumünster ist der Künstler auf den einfachen Gegensatz zweier Farben zurückgekommen. Allerdings besteht der Untergrund hier nun aus einem

OBERREALSCHULE ZUM DOM LÜBECK · PHOTO APPEL, LÜBECK

einheitlichen helleren Fliesenmaterial. Statt der figürlichen hat der Künstler sich hier rein ornamentaler Motive bedient. Er spannt ein großes Hauptmotiv von einem Ende des Raumes zum andern. Wiederum treten Anfang und Ende der Bewegung hervor, die, von Nebenmotiven begleitet, noch wuchtiger, noch geladener als in früheren Fällen scheint. Obwohl eine Persönlichkeit ganz für sich, läßt Jessen durch diese innere Kraft an einen andern norddeutschen Meister denken, bei dem die urtümliche grüblerische Innenseite auch einen spezifischen, an die Gotik gemahnenden Ausdruck gefunden hat: an Barlach. Jessens Fußböden scheinen zu groß in ihren Formen für die verhältnismäßig kleinen Räume und drohen sie zu sprengen. Diese Kraft ist ihre Monumentalität.

Der Fußboden in Neumünster ist übrigens mit viel Liebe und Verständnis in die bauliche Umgebung gestellt. Der Baurat Lembcke, jetzt Stadtbaurat in Neumünster, der auch das mit allen technischen und hygienischen Errungenschaften ausgestattete Stadtbad in Harburg gebaut und an beiden Orten die Fußböden von Jessen als bestimmend für seine architektonische Gestaltung in räumlicher und farbiger Beziehung benutzt hat, hat im Lehrlingsheim alle Zugänge zu der Halle mit dem Fußboden, die Farbe der Türen, Wände und Fenster der Halle selbst, zum Teil durch die Wahl eines besonderen Materials, zu dem tiefen Braun des Klinkers abgestimmt. Vor allem hat er alle architektonischen Formelemente, wie Gesimse, Einfassung der Fenster und Säule mit Treppe mit großer Zurückhaltung behandelt. So begegnet der Künstler hier außer dem persönlichen Interesse einem weitgehenden inneren Entgegenkommen. Hoffentlich wirkt sich beides noch fördernd durch weitere Auftragerteilung aus. Zu wünschen wäre, daß auch in unserer Stadt dieses künstlerische Mittel von verhältnismäßig großer Schlichtheit und monumentaler Wirkung als architektonische Möglichkeit bei den bevorstehenden Bauaufgaben zum Mittelpunkt der Gestaltung würde.

LEHRLINGS- UND GESELLENHEIM NEUMÜNSTER · PHOTO KURT FOIGE, HARBURG

SPUK IM TÜNKENHAGEN

EINE LÜBECKISCHE GEISTERGESCHICHTE

VON OTTO ANTHES

VON früher Kindheit an hatte ich keinen brennenderen Wunsch als den, bauchreden zu können. Und wenn ich es recht überdenke, bin ich nur deshalb ein Schriftsteller geworden, weil die Natur mir jene Gabe versagt hatte. Denn auch so war es mir möglich, Menschen mit unterschiedlichen Stimmen aus der Höhe und aus der Tiefe sprechen zu lassen, wie es mir beliebte; es war in meine Macht gegeben, ein Leben vorzutäuschen so, als ob es außer mir wäre, da es doch nur in mir war; ich konnte mir einbilden ein Zauberer zu sein, der etwas sein läßt, wo in Wahrheit nichts ist, und konnte das ganze herzinnig verworfene Vergnügen empfinden, das mit solcher Gaukelei verbunden ist. Man soll diese Gleichstellung nicht töricht und abwegig schelten. Denn so verschieden die Künste sich auch gebärden, im Grunde gleichen sie sich allesamt: immer ist ein dunkles Verhängnis dabei und ein wenig Lächerlichkeit, immer ein unwiderstehlicher Drang und ein bißchen Schaumschlägerei. Weshalb auch das Verhalten der Welt allen Künsten gegenüber stets zwischen Erstaunen und Mißbehagen hin und her schwankt.

Aber mag es nun mit den Beziehungen zwischen Schriftstellerei und Bauchreden stehen wie es wolle — ich kann es jedenfalls nicht, das Bauchreden; aber eine kleine lübische Magd konnte es. Und sie hat mit ihrer Kunst den ganzen Freistaat so aufhorchen lassen, wie es mir mit all meinen Geschichten niemals vergönnt gewesen ist. Sie war im Dienst bei einer braven Bäckersfamilie, die im Langen Lohberg oder im Tünkenhagen oder da herum wohnte — genau braucht man das nicht zu wissen — und einen kleinen Laden offenhielt, in dem die Frau und die sechzehnjährige Tochter verkauften, was der Vater buk. Es war ein kleines Geschäft, das aber die Familie recht gut ernährte, so daß sie bis zu dem Zeitpunkt, da unsere Geschichte anhebt, keinerlei Veranlassung gehabt hatte, sich mit übersinnlichen Dingen zu befassen. Dann aber ließen sich mit einem Male in den verschiedensten Räumen des Hauses seltsame und unerklärliche Stimmen hören. Zuerst beschränkten sie sich darauf, in einem merkwürdig verquollenen Ton allgemeine Klagen laut werden zu lassen, etwa daß es abends, als man zu Bett gehen wollte, oben auf der Treppe ganz vernehmlich, wenn auch ein wenig un- oder überirdisch „Weh! o weh!“ sagte. Übrigens in unverkennbarer lübischer Mundart, so daß man vielleicht besser „Wejh! o wejh!“ schreiben sollte. Die Betroffenheit der Bäckersleute kann man sich vorstellen, und die sechzehnjährige Tochter weigerte sich ganz entschieden, in die Dachkammer hinaufzusteigen, wo sie schlief. Aber die kleine Magd — Erna hieß sie, Eerna sagten die Bäckersleute — Erna also, deren Verschlag sich ebenfalls dort oben befand, klomm ohne Scheu an jener vorbei in die Höhe und rief von dort herunter: „Do ischa gor keen.“ — „Ich hab es aber doch ganz genau gehört,“ sagte die Tochter, die seidene Strümpfe trug und sich hochdeutsch auszudrücken bemüht war. Worauf Erna seelenruhig zurückgab: „Denn kann esche man bloß en Geist sein.“ Was die Sache nicht besser machte. Immerhin, da sich an diesem Abend weiter nichts ereignete, kam man allgemach zur Ruhe. Aber in den nächsten Tagen wiederholten sich die kläglichen Rufe, und zwar zu allen Tageszeiten. Und als ob der Geist nach und nach mehr Mut bekäme, wurden seine Äußerungen ausführlicher und zugleich anzüglicher. Als zu Mittag Kohl gekocht wurde, sagte es plötzlich draußen auf dem Flur: „Disse vedammte Kohl! Kann ischon gor nich meh riechen.“ Was die Frau sicherlich in Wut gebracht hätte, wenn nicht das Entsetzen ob der Stimme ohne Körper die Oberhand behalten hätte. Auf die Frau hatte es der Geist überhaupt abgesehen. Denn

einmal, als man beim Abendessen saß und Erna gerade die Kartoffeln auf den Tisch setzte, klang es hinter dem Fenstervorhang hervor: „Die Frau nimmt heimlich Geld aus de Kasse." Was bestimmt eine Verleumdung war, aber doch einen Stachel in des Bäckers Herz zurückließ. Zum Ausgleich gewissermaßen bekam übrigens kurz darauf der Bäcker auch sein Teil, indem ihn eine neue Äußerung aus dem Ungewissen beschuldigte, er habe Erna, als sie beim Fensterputzen war, in die Wade gekniffen. Dies geschah wiederum bei einem Abendessen, und Erna, die im selben Augenblick in die Stube trat, brach in Heulen aus und beteuerte: „Das ischa gor nich wohr." Aber die Bäckersfrau war doch nicht ganz überzeugt.

So ging das eine ganze Zeit. Man kann nicht sagen, daß das, was der Geist von sich gab, sonderlich viel Geist oder Witz verraten hätte. Im Gegenteil, es waren durchweg platte und gewöhnliche Wendungen, in denen er sich gefiel, meist getränkt von einer Art von kindlicher Bosheit, wie denn auch die beliebten Schimpfwörter der Straßenjugend eine große Rolle in seinen Aussprüchen spielten. Aber man weiß ja, daß die Geistlosigkeit in den Kundgebungen der Geister noch keinen Gläubigen irregemacht hat, nicht einmal hochgelehrte Leute, die nun gerade auf das Geisterwesen versessen waren. Scheint es doch vielmehr, als ob ein Geisterwort einen um so tieferen Eindruck auf die Empfänglichen mache, je flacher und alltäglicher sein Inhalt ist; als ob die gröbste Gewöhnlichkeit einer solchen Kundgebung die Ungewöhnlichkeit ihrer Herkunft nur noch mehr hervorhöbe. Das also war es nicht, was die Bäckersleute bekümmerte. Aber nicht nur daß durch den geheimnisvollen Ankläger der Friede innerhalb der Familie aufs bedenklichste gefährdet wurde, war der Anteil, den die nähere und bald auch die weitere Nachbarschaft an den Ereignissen im Bäckerhaus nahm, überaus lästig und dem Geschäft abträglich. Denn leichtsinniger, wenn auch begreiflicherweise hatten die Bäckersleute selbst von der Stimme, die ihr Haus bekommen hatte, dem einen oder andern Mitteilung gemacht. Und wie denn das Eingreifen übersinnlicher Mächte ins Menschenleben noch immer die Gemüter aufs heftigste bewegt, stand das Haus im Tünkenhagen — oder wo es nun lag — bald, wie die Zeitungen zu sagen lieben, im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Immer lagen einige Neugierige auf der Lauer, ob sie nicht auch einmal etwas zu hören bekämen, und des Abends, wenn die Leute Muße hatten, ins Höhere zu schweifen, war die Haustür manchmal geradezu belagert. Diese Berühmtheit aber war dem Geschäft nicht von Nutzen. Vielmehr scheuten sich viele Frauen, das verhexte Haus zu betreten, und liefen um ihr Brot und ihre Semmeln lieber bis zur Hüxstraße. Und die Streitigkeiten, die sich gelegentlich innerhalb der Bäckerfamilie aus anzüglichen Bemerkungen des Geistes heraus erhoben, trugen auch nicht dazu bei, die Käufer anzulocken. Kurz, es entstand eine Verwirrung, aus der, wie die Dinge heutzutage liegen, nur noch die Polizei helfen zu können schien. Der Schutzmann, den man eines Tages von der Straße hereinholte, ging, sein Notizbuch in der Hand, durch alle Räume zu ebener Erde, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Was er übrigens suchte, ob etwa Fingerabdrücke, die die Stimme hinterlasen haben sollte, oder was sonst, ist unklar. Jedenfalls geschah es, als er nun von der ganzen Familie, Erna am Ende, gefolgt die Treppe hinaufstieg, daß es dicht vor ihm, wie von oben herab und aus dem Leeren heraus sagte: „Ole Dussel!" Worauf der Schutzmann entrüstet sein Buch zuklappte und unter unbestimmten Drohungen das Haus verließ. Die unmittelbare Folge dieser offenbaren Verhöhnung der Obrigkeit war jedoch nur dies, daß das Haus im Tünkenhagen noch mehr von Neugier, geheimem Gruseln und Gelächter umworben wurde. Aus allen Stadtteilen kamen die Leute, besahen das Haus, lugten durch Tür und Fenster und tauschten ihre Meinungen über die unerklärliche Angelegenheit aus. Und im General-Anzeiger erschien sogar ein Artikel, der teils scherzhaft, teils mit Bedauern über den immer noch nicht ausgerotteten Aberglauben des Volks der weitesten Öffentlichkeit von den berufenen Vorfällen Kenntnis gab.

Der Geist indes ließ sich auch hierdurch weder bannen noch in seiner aufrührerischen Tätigkeit irremachen. Und an einem Nachmittag ließ er sich wiederum in einer Weise vernehmen, die

nun allerdings dem Faß den Boden ausstieß. Es war das erste Mal, daß er einen gewissen Witz verspüren ließ. Und die Vermutung liegt nahe, daß er sich gerade dadurch ins Verderben brachte. Ein Geist soll offenbar nicht witzig sein. Das macht mißtrauisch gegen seine Jenseitigkeit. Die Sache aber war die: Das gewisse Örtchen, das dem ganzen Hause diente, befand sich auf dem Hofe, und seine Tür hatte, wie das von alters her üblich ist, ein Luftloch in Form eines Herzens. Als nun die Tochter dem Raum zuging — Erna stand in der Hoftür und konnte es bezeugen —, da scholl es von innen heraus, wo sich, wie man nachher feststellte, kein Mensch befand: „Eerna, stich mich mal en Stücke Pepier durchs Herze!" Die Tochter prallte zurück, Erna aber erklärte: „Nun habe sie auch genug, nun bliebe sie nicht mehr im Hause." Bei diesem ihrem Entschluß sprach nun wohl auch der Wunsch mit, eine bessere Stellung zu erlangen. Denn da sie hier und da in der Nachbarschaft Andeutungen gemacht hatte, daß sie noch ganz andere Dinge erzählen könne, als die allgemein bekanntgeworden waren, wenn sie nur wolle, so übersteigerte sich eine ältere Frau, die in guten Verhältnissen lebte, in lockenden Angeboten an das Mädchen, um es in ihren Dienst zu ziehen und dann gründlich aushorchen zu können. Dem Bäcker aber war das nun zu viel, und er lief auf das Polizeiamt, um die Kriminal zu holen. Die Lübecker sind auf ihre Kriminal im allgemeinen nicht gut zu sprechen. Sie sagen, sie brächte nichts heraus. So daß man, wenn einem ein Gartenschlauch gestohlen wäre, im günstigsten Falle nach vier Wochen eine Gießkanne wiederbekäme. Was erstens kein Ausgleich wäre und zweitens dem, dem die Gießkanne abhanden gekommen, doppelten Grund zur Klage gäbe. Das ist aber wohl nichts anderes als die alte Undankbarkeit, die schon Wullenwever und andere große Männer sowie auch des öfteren nützliche Einrichtungen erfahren haben. Mir wenigstens ist einmal ein Gartenschlauch entwendet worden, und ich wußte, wo er war, und gab es an, und da — aber das ist eine Geschichte für sich und gehört eigentlich nicht hierher. Der Kommissar, der nun auf dem Schauplatz erschien, war ein ganzer Mann und verstand sein Handwerk wie nur einer. Er setzte sich aufs Sofa und ließ sich zunächst einmal berichten, wer nun eigentlich alles im Hause lebe oder darin zu tun habe; alsdann: wann die geheimnisvolle Stimme sich zum erstenmal bemerkbar gemacht habe; und schließlich: seit wann das Dienstmädchen im Hause wäre. Es zeigte sich, daß das Geisterwesen genau vier Wochen, nachdem das Mädchen angetreten, seinen Anfang genommen hatte.

„Hm!" sagte der Kommissar und sah Erna scharf an, „das ist ja doch einigermaßen merkwürdig."

Erna erwiderte gar nichts. Aber hinter dem Kommissar, wie aus der Wand heraus oder hinter der Sofalehne hervor, sagte es: „Quatschkopp!"

Der Kommissar, der Erna genau auf den Mund gesehen und bemerkt hatte, daß sie ihn ein wenig öffnete, wenn auch nicht bewegte, schoß in die Höhe und schrie mit furchtbarer Stimme auf sie ein: „Wie sagten Sie?"

Worauf Erna, erschrocken und gänzlich aus der Fassung gebracht, noch einmal, aber diesmal mit natürlicher Stimme: „Quatschkopp!" sagte.

Da hatte er sie.

Nun aber kommt das, um deswillen ich die ganze Geschichte überhaupt erzähle. Das Mädchen wurde unter gewaltigem Auflauf der Bevölkerung aufs Polizeiamt gebracht und dort vor mehreren Beamten, auch höheren, peinlich vernommen. Man fragte sie, woher sie die Kunst des Bauchredens habe.

Das wisse sie nicht, antwortete sie. Sie habe ganz zufällig entdeckt, daß sie es könne.

Warum sie denn im Bäckerhaus diesen üblen Gebrauch davon gemacht? Etwa aus Rache?

„Aus Rache? Nee, wieso?" sagte sie.

Ob man sie schlecht behandelt habe?

Nein, erwiderte sie, sie habe es gut gehabt.

Ja, warum sie denn um Himmelswillen diesen Unfug angezettelt, der die halbe Stadt aufgeregt habe?

Und da hatte das unbegreifliche Mädchen keine andere Erklärung für ihr verbrecherisches Tun, als die: es habe ihr eben Spaß gemacht.

Die Herren glaubten nicht recht gehört zu haben.

Spaß gemacht? Was habe ihr Spaß gemacht?

Nun, sagte sie, daß sie so die Stimme habe sagen lassen können, was ihr gerade einfiel, und daß dann die Menschen sich alle darüber erregt hätten. Das habe ihr ein so unbeschreibliches Vergnügen bereitet, daß sie es immer wieder habe tun müssen.

Die Herren von der Polizei waren fassungslos vor so viel Frechheit.

Ja, sagten sie, ob sie denn hinterher keine Reue gefühlt, ob es ihr nicht leid getan hätte, die Menschen so untereinander gebracht zu haben?

Sie schüttelte mit einem verwirrten Lächeln den Kopf und antwortete: daran hätte sie nicht gedacht. Sie hätte eben nicht anders gekonnt.

Jeder, der die Seelenverfassung des Künstlers kennt, wird hierzu verständnisvoll und wehmütig nicken. Aber ein Beamter ist keineswegs zu solcher Kenntnis verpflichtet. Die Polizei sah denn auch bloß den groben Unfug, und nur seine Jugend rettete diesmal noch das Mädchen vor einer empfindlichen Strafe. Es kam mit einem ernsten Verweis davon. Am nächsten Tage erschien — wer wird sich darüber wundern? — ein Agent bei ihr und verpflichtete sie zum Auftreten auf Varietébühnen und in Kabarettdielen. Es mag Leute geben, die in dieser Wendung das gute Ende sehen, das jeder rechtschaffenen Geschichte gebührt. Ich meine es aber ganz anders. Das ist eben das Erschütternde an jeglicher künstlerischen Begabung, daß sie in der Welt der Ordnung und bürgerlichen Zucht früher oder später Ärgernis erregt und sich auf ein Podium flüchten muß, wo die Hanswursterei gewissermaßen selbst zu einem bürgerlichen Gewerbe wird, womit ihr zwar eine gewisse Einträglichkeit gesichert, aber ihr eigentlichster und tiefster Reiz zerstört wird. Mit Bauchreden seine Umgebung durcheinander zu wirbeln, daß sie an Wissenschaft und Polizei verzweifelt, muß herrlich sein; Bauchreden auf der Bühne, als Nummer, wo alles schon vorher auf dem Zettel verraten wird, ist abgeschmackt. Mir tut es leid um Erna.

DER ALTE HERR TRÄUMT

VON EILHARD ERICH PAULS

KONSUL BOKHAIN war sehr traurig. Er wußte einmal wieder, daß seine Betty ihn zu früh verlassen hatte. Tante Betty, hätte er beinah gesagt, weil sie alle so zu ihr gesprochen hatten und noch von ihr redeten. Aber sie war seine Frau gewesen. Alte, meine gute Alte, hatte er zu ihren Lebzeiten sie gerufen. Aber nun dachte er: Tante Betty, wie sie alle. Nein, wenn Tante Betty noch lebte, wäre auch dieses nicht geschehen. Es wäre manches nicht geschehen. Auch der Prokurist wäre heute nicht so zu ihm gekommen.

„Herr Konsul, ich darf es nun nicht länger mehr verschweigen. Wir werden bestohlen. Wir werden alle paar Nächte einmal im Lagerraum bestohlen."

„Ist es denn so schlimm, Wilkens?" hatte der alte Herr gefragt.

„So schlimm ist es nicht, Herr Konsul," hatte der Prokurist geantwortet. „Aber der Dieb muß einer von unsern Leuten sein. Wir haben ihn im Hause."

„Aber das ist ja schrecklich, Wilkens." Und seitdem war der alte Herr sehr traurig. Nein, er wollte es nicht wissen, wer der Dieb war. Die Wirtschafterin konnte es natürlich nicht sein, und die Dienstmädchen — was sollten so junge Dinger mit Kaffee, einem halben Pfund, und Mehl und Rosinen, für zwanzig Pfennige? Die jungen Leute? Die kamen ja gar nicht auf den Lagerraum hinauf und saßen immer unter der Nase des Prokuristen. Blieb eigentlich bloß der alte Timpe. Aber für den legte er seine Hand ins Feuer. Ja, Tante Betty hätte alles gewußt, hätte alles vorher gewußt, ehe es noch geschehen wäre. Aber von einem alten Herrn konnte man doch nicht verlangen, daß er wußte, ob irgendwo Krankheit, Not, Schlechtigkeit im Haus oder im Herzen war. Nein, sie hätte ihn so früh nicht verlassen sollen.

Nun war der alte Herr noch einmal auf dem Lagerraum gewesen, hatte die vordersten Säcke durchgezählt und nach der Verschnürung gesehen. Dann hatte er selber die Tür verschlossen und das Licht ausgeknipst. Und nun wollte er zu Bett gehen. Es war dabei nichts weiter zu tun. Aber einschlafen konnte er lange nicht. Seine Gedanken liefen zur Tante Betty. Ja, es konnte mal irgendwo Not sein. Sie wußte das und half, ehe es zum Schlimmsten kam. Es konnte ja mal ein Kind irgendwo auf dem Wege sein, beim alten Timpe etwa. Dann konnte natürlich die Frau des alten Dieners nicht zum Rechten sehen. Tante Betty tat es. Wie aber sollte der alte Konsul wissen, wo ein kleines Kind mal wieder auf dem Wege wäre? Der alte Timpe war ja wohl darüber hinaus. Der war nun auch soweit, daß seine Töchter ihn zum Großvater machten. Krankheit könnte auch irgendwo sein. Tante Betty hätte alles gewußt. Die Mamsell war nicht krank. Die wurde jeden Tag runder. Der alte Timpe? Nein, Tante Betty hätte Bescheid gewußt. Aber der alte Timpe war nun zweiundzwanzig Jahre bei der Firma. Für den legte er die Hand ins Feuer. Es war doch besser, nichts zu wissen. Und damit schlief der alte Herr ein. Er schlief schwer und traumlos. Gegen Morgen wachte er einmal auf. Und sofort nagten die quälenden Fragen wieder. Wenn er nun aufstünde? Der Mond schien wohl durch die Luken, und er mußte den Dieb im Lagerraum erkennen. Nein, das alte Faktotum wäre es sicher nicht. Für den — da schlief er wieder.

Aber nun träumte er. Nun stieg er in einem Traum, der seltsam klar und scharf war, die steile Treppe empor. Nun schlich er in den Lagerraum und verschloß die Tür hinter sich. Nun wollte er sich hinter den Kaffeesäcken verstecken, denn er stand im Mondlicht, und das Licht floß über ihn hinweg und beleuchtete die Tür. Die stach grausam kalt und weiß aus der Finsternis heraus. Es wäre doch besser gewesen, er wäre nicht heraufgekommen. Es wäre doch besser gewesen, nichts zu wissen. Aber dies war ja gar nichts. Dies war ja nur ein Traum. Und im

Traum wußte er tröstend, daß er nur träumte, daß er in seinem Bette lag und einen gequält unruhigen Schlaf schlief. Da tastete jemand an der Tür. Da knackte das Schloß. Da knarrte die Angel. Und im herzlos kalten Mondenlicht stand der alte Timpe. Er stand kümmerlich und sah sich scheu um. Und da erblickte er ihn. Da schauten sie sich beide in die Augen, der alte Konsul und das Faktotum. Der alte Timpe drehte sich um und verließ den Lagerraum.

Nein, es war nur ein Traum gewesen. Aber der Herr Konsul Bokhain war sehr traurig. Er saß an seinem Kaffeetisch, doch der Kaffee schmeckte nicht. Es war schlecht, so etwas zu träumen. Das hätte Tante Betty nicht getan. Der Konsul versuchte es mit der Zeitung. Aber sie war langweilig. Für den alten Timpe legte er die Hand ins Feuer. Der Konsul wollte ins Kontor hinübergehen. Aber dafür war es noch zu früh. Was sollten sie von ihm denken? Ob er ihnen aufsäße, daß sie rechtzeitig anfingen? Als ob er auf seine eigenen Leute mißtrauisch wäre? Zu Tante Betty hatten sie alle Vertrauen gehabt. Die hätte vorher gewußt, ob beim alten Timpe —

Da klopfte es an der Tür, und ehe er „Herein" gerufen hatte, stand der alte Timpe vor ihm. Der alte Mann drehte seine Mütze in den Händen. Er stand da, alt und kümmerlich. Ja, er sah wirklich elend aus. Tante Betty hätte das vorher gewußt. Und der Herr Konsul schaute schuldbewußt in seine Kaffeetasse. Und der alte Diener senkte den Kopf, und die Tränen rannen über seine Backen. Und es war sehr still zwischen den beiden weißhaarigen Leuten. Die Uhr tickte hart.

Dann sprach das Faktotum des Hauses Bokhain. Zweiundzwanzig Jahre war er im Dienste der Firma.

„Herr Konsul, nun müssen Sie mich ja mit Schanden aus dem Hause werfen," sagte er. „Ich will auch gar nichts dazu sagen. Bloß, Herr Konsul, das Elend ist so groß gewesen."

Da stand der Herr Konsul von seinem Platze auf.

„Timpe", sagte er, und seine Stimme zitterte. „Das ist ja alles gar nicht gewesen. Ich habe ja bloß geträumt, Timpe. Ich werde doch nicht hinter meinen eigenen Leuten herschleichen, Timpe. Und nun tun Sie mal so, als ob ich Tante Betty wäre, Timpe. Sagen Sie mir mal alles. Ich kann das doch so nicht wissen."

Und es wurde wirklich so, als ob Tante Betty noch lebte.

Nur am Abend, als der Herr Konsul wieder in seinem Bette lag und einschlafen wollte, bekam er große Angst. Er wollte nicht wieder träumen. Es war unheimlich, so zu träumen. Man mußte dann Furcht vor sich selber haben. Oder man mußte zum Arzt schicken, und das schickte sich auch nicht. Aber Herr Konsul Bokhain träumte nicht wieder. Und der Prokurist Wilkens wunderte sich, daß alles Stehlen auf einmal aufgehört hatte.

VON DER ARMENPFLEGE ZUR WOHLFAHRTSPFLEGE

EIN BEITRAG ZUR FRAGE: LÜBECK UND DAS REICH

VON DR. G. FR. STORCK

ALS eine der drängendsten Aufgaben der Gegenwart wird in immer weiteren Kreisen die Neugliederung des Reichs und die Neuordnung des Verhältnisses der Reichsgewalt zu den Ländern und Gemeinden erkannt. Bei den Vorbereitungen der Reichsreform haben die Hansestädte die besondere Aufgabe zu zeigen, zu welchen Leistungen eine autonome stadt-staatliche Ordnung befähigt, und wie solche Leistungen dem größeren Ganzen zugute kommen. Für die lübeckische Wirtschaft hat die Schrift von Dr. Ernst Timm über „Lübeck im Deutschen Reiche" diese Aufgabe glänzend erfüllt. Im folgenden soll an Hand der Entwicklung der lübeckischen Wohlfahrtspflege ein gleichgerichteter Versuch für ein Gebiet unternommen werden, auf dem Reich, Länder und Gemeinden tätig sind, und die richtige Ordnung der verschiedenen Zuständigkeiten eine Voraussetzung für eine gute und zweckmäßige Wohlfahrtspflege und damit für die Wohlfahrt des gesamten Volkes ist.

In Lübeck hat das Streben nach Zentralisation, das die stadt-staatliche Verwaltung beherrschte, schon im frühen Mittelalter zur Eingliederung der Sorge für die Notleidenden in den bürgerlichen Pflichtenkreis geführt und die städtische Obrigkeit veranlaßt, das Gebiet der Armenpflege für sich in Anspruch zu nehmen und der Kirche damit ein lange behauptetes Monopol streitig zu machen. Die unter der Aufsicht der städtischen Obrigkeit stehenden zahlreichen milden Stiftungen, zu deren frühesten das Heilige-Geist-Hospital gehört (in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden), und die Hospitäler waren bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Träger der Armenpflege zusammen mit dem St.-Annen-Kloster als Armen- und Werkhaus, in dem bis zum Brande des Klosters am 19. September 1843 vereinigt waren: ein Asyl für gesunde Arme, ein Siechenhaus, eine Verwahrungsanstalt für Herumtreiber und Verwahrloste, ein Arbeitshaus, Krankenstuben, Gefängnisse, sowohl für die Insassen des Klosters zur Abbüßung von Vergehen gegen die Hausordnung, als auch für von den Gerichten zu Zuchthausstrafen verurteilte Kriminalverbrecher, und eine Anstalt zur Behausung, Beköstigung und Erziehung von etwa 200 Kindern. Daneben war bereits im Jahre 1783 auf Grund von Verhandlungen zwischen Rat und Bürgerschaft ein „Armeninstitut" eingeführt, das im Jahre 1801 zufolge Rat- und Bürgerschluß als „Armenanstalt" eingerichtet wurde, die sich jedoch auf die Darreichung von Almosen, Geld, Brot oder Speise, beschränkte und gegenüber dem St.-Annen-Kloster sehr zurücktrat. Die Reform des Armenwesens im Jahre 1845 hatte eine wesentliche Stärkung der Armenanstalt zur Folge, die von da ab als Allgemeine Armenanstalt, verwaltet von einem Armenkollegium, bestehend aus 3 Senatoren und 38 Deputierten, der eigentliche Träger der Armenpflege wurde. Die Armenpflege wurde in 38 Bezirken ausgeübt; jedem Bezirk stand ein Deputierter als Armenpfleger vor, der zugleich Nebenpfleger und Stellvertreter des Pflegers des Nachbarbezirks war. Die Genehmigung von Unterstützungen war, von dringlichen Fällen abgesehen, dem Armenkollegium übertragen. Diese Armenordnung galt bis zum Jahre 1912, nur war inzwischen die Zahl der Armenpflegebezirke auf 50 und entsprechend die Zahl der Pfleger vermehrt, und die auf der ehrenamtlichen Mitarbeit der Bürger beruhende Organisation bot ohne weiteres eine tragfähige Grundlage für die Übernahme der Obliegenheiten des Ortsarmenverbandes der Stadt Lübeck und ihrer Vorstädte in Ausführung des vom neu gegründeten Reich erlassenen Unterstützungswohnsitzgesetzes. Das Wachsen der Stadt machte aber eine Neuordnung notwendig, die durch die Armenordnung vom 9. Dezember 1911 vorgenommen wurde. Die Neuordnung ging darauf aus, vier Forderungen zu verwirklichen, die heute noch zu den Grundforderungen moderner Wohlfahrtspflege gehören:

den Grundsatz der inidividualisierenden Fürsorge, die Forderung enger Zusammenarbeit mit der kirchlichen und privaten Armenpflege, die Erweiterung des ehrenamtlichen Helferstabs und den Grundsatz der vorbeugenden Fürsorge. Die beiden ersten Forderungen wurden durch eine Dezentralisierung der Armenpflege nach dem Elberfelder System, in etwas abgewandelter Form, verwirklicht, die dritte durch Zuziehung von Frauen zur Armenpflege mit beschließender Stimme und die letzte Forderung durch Bereitstellung eines Hilfsfonds, der die Armenbehörde in die Lage setzen sollte, über ihren Pflichtenkreis hinaus „die Ursache der Hilfsbedürftigkeit an der Wurzel zu fassen, der Verarmung vorzubeugen, körperlich und geistig zurückgebliebenen Personen über die gesetzliche Armenunterstützung hinausgehende Beihilfen für ihre geistige oder körperliche Ausbildung zu gewähren, in Krankheitsfällen die Mittel zur gründlichen Wiederherstellung zur Verfügung zu stellen, schwächlichen und kränklichen Kindern Gelegenheit zur Kräftigung ihrer Gesundheit zu schaffen, Fürsorge für Wöchnerinnen zu treiben und dergleichen", mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß diese Unterstützungen nicht als Armenunterstützung gelten. Dank der gesetzlichen Festlegung dieser Forderungen, die Professor Dr. Polligkeit in einem Vorbericht zu der im Juli 1928 in Paris abgehaltenen Conférence Internationale du Service Soziale als Entwicklungstendenzen der modernen Wohlfahrtspflege bezeichnet, und dank der Heranziehung einer ausreichenden Zahl geeigneter ehrenamtlichen Mitarbeiter, die die Mitarbeit in der sozialen Fürsorge als eine bürgerliche Pflicht und eine der wichtigsten Betätigungen zum gemeinen Nutzen ansahen, erreichte die lübeckische Armenpflege ein Niveau, das auch außerhalb Lübecks anerkannt wurde. Mit dieser Armenordnung und ihrer Durchführung war, wenn auch nicht dem Worte nach, so doch tatsächlich, der Übergang von der Armenpflege zur Wohlfahrtspflege in Lübeck vollzogen, und es wäre nur eine Fortführung der Grundgedanken, insbesondere der Bestimmungen der Armenordnung über die „Wohltätigkeitspflege" gewesen, wenn die Armenbehörde die wohlfahrtspflegerischen Aufgaben übernommen hätte, die durch den 2½ Jahre nach ihrem Inkrafttreten beginnenden Krieg erwuchsen.

Die Entwicklung ist einen andern Weg gegangen, und zwar zunächst, schon vor dem Krieg einsetzend (1912), für das Gebiet der Jugendfürsorge. Auf diesem Gebiet hatte Lübeck seit dem Jahre 1859 in der Vormundschaft der Sektion der Kinderpflegeanstalt eine Einrichtung, die nach dem Zeugnis des hervorragendsten Kenners des Berufsvormundschaftswesens, Professor Dr. Klumker, eine der ersten deutschen Berufsvormundschaften überhaupt war und für die reichsdeutsche Entwicklung insofern von Bedeutung ist, als sie eine der Wurzeln der im Einführungsgesetz zum Bürgerlichen Gesetzbuch zugelassenen Berufsvormundschaften und später der im Reichsjugendwohlfahrtsgesetz eingeführten Amtsvormundschaft ist. Diese Berufsvormundschaft wurde das Kernstück des im Jahre 1914 eingerichteten lübeckischen Jugendamtes, das als Zentralstelle für alle Jugendwohlfahrtsbestrebungen eins der ersten Jugendämter im Reich war und einen bestimmenden Einfluß auf die Jugendamtsbewegung hatte, die sich mit dem Erlaß des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes im Jahre 1922 erfolgreich durchsetzte. Ebenso wie die Jugendwohlfahrtspflege wurde die Kriegswohlfahrtspflege außerhalb der Armenbehörde organisiert, und unmittelbar nach dem Kriegsende (1918) wurden die Fürsorge für die Kriegsopfer und die Fürsorge für die aus dem Felde zurückströmenden Erwerbslosen mit der Jugendfürsorge zusammen in einem neu errichteten Wohlfahrts- und Arbeitsamt zusammengefaßt. Dieses Amt war in den folgenden Jahren, den Jahren der politischen und wirtschaftlichen Erschütterungen und darnach der Inflation, vor große Aufgaben gestellt, die es in einer Weise löste, daß Lübeck auf vielen Gebieten der Fürsorge als bahnbrechend galt, und seine Versuche und Erfahrungen in der Arbeitsfürsorge, die als das Lübecker System der Arbeitsfürsorge allgemein bekannt ist, wurden vielfach als Vorbild und bei der Regelung der Arbeitslosenversicherung von der Reichsgesetzgebung als Unterlage benutzt. Nach der Stabilisierung der Währung und dem Erlaß der Reichsnotverordnungen, von denen eine der wichtigsten die reichsrechtlichen Grundlagen für eine

planmäßige Wohlfahrtspflege an Stelle des Unterstützungswohnsitzgesetzes brachte, war es an der Zeit (1925), die Armenpflege im engeren Sinne sowie das Stiftungswesen mit der inzwischen stark angewachsenen übrigen Wohlfahrtspflege einschließlich der Arbeitsfürsorge in einer Behörde für Arbeit und Wohlfahrt organisch zu verbinden. Damit war die äußere Zentralisierung der Wohlfahrtspflege für Lübeck in vorbildlicher Weise durchgeführt. Auf Grund der mit der Neuordnung gemachten dreijährigen Erfahrungen wurde die Reform durch das am 1. April 1929 in Kraft tretende Wohlfahrtspflegegesetz zu einem inneren Abschluß gebracht, das für die weitere Entwicklung der deutschen Wohlfahrtspflege dadurch von Bedeutung ist, daß es eine wohlfahrtspflegerische Entwicklungstendenz gesetzlich festlegt, um die in den Fachkreisen der Fürsorge allenthalben gerungen wird.

Es geht um ein neues Prinzip für den Aufbau der Wohlfahrtspflege, durch das die bisher geltende individualistische Auffassung der Fürsorge und ihre Zielsetzung überwunden wird. Die Einzelnen, ihr Schicksal und ihre Not werden nicht mehr als soziale Atome gesehen und behandelt, sondern in der vielfachen Verknüpfung mit der Umwelt und ihren nützlichen und schädlichen Einflüssen, und die Eltern und Kinder in dem Komplex von Beziehungen und Einflüssen, die die Familie als „wirkliche Lebenseinheit" darstellt. Hieraus ergibt sich eine neue Einstellung der Fürsorge, die familienpolitische Einstellung, die sich als Familienfürsorge in dreifacher Auswirkung äußert; Familienfürsorge als sozialpolitisches Ziel: Alle Maßnahmen der Fürsorge sollen darauf abgestellt sein, im Sinne des Artikels 119 der Deutschen Reichsverfassung die Familie zu stärken und die in ihr liegenden pflegerischen und erzieherischen Kräfte zu entwickeln; ferner Familienfürsorge als Methode: Bei der Durchführung der Fürsorge wird nicht eine Einzelnot, nicht Schicksal oder Schuld des Individuums, sondern grundsätzlich die Gesamtlage der Familie zum Ausgangspunkt der Prüfung und zur Aufstellung des Heilplans gemacht; und schließlich Familienfürsorge als fürsorgerische Form: Die verschiedenen spezialistisch bearbeiteten Zweige der Wirtschafts-, Gesundheits- und Erziehungsfürsorge sollen zur Vermeidung von Überschneidungen und Doppelbetreuungen, vor allem aber im Interesse der in der Fürsorge stehenden Familie selbst so zusammengefaßt werden, daß diese sich nur an eine Stelle zu wenden braucht und die nach einheitlichem Plan vorbereitete Hilfe von einer Seite an sie herangetragen wird. Das neue Lübecker Wohlfahrtspflegegesetz hat als erstes deutsches Landesgesetz diese Gedanken und Forderungen der Familienfürsorge zur Grundlage der Wohlfahrtspflege gemacht und ist dabei durch eine besondere Ordnung den Gefahren begegnet, die sich aus der familien-politischen Zielsetzung für die weitere Entwicklung der Fürsorge ergeben können. Es sind nämlich vielfach mit dieser Zielsetzung rückschrittliche Gedanken verbunden, die die Familie um ihrer selbst willen und in einer überkommenen Form zu halten und zu stützen suchen und damit einem der größten Fortschritte der Fürsorge in dem letzten Vierteljahrhundert entgegenlaufen, der in der Verselbständigung der Kinderfürsorge zum Ausdruck kommenden Forderung, daß die Fürsorge bei ihrer Gesamtgestaltung und in ihren Einzelmaßnahmen entscheidend auf das Wohl des Kindes abstellen müsse, eine Einstellung, die, über das Gebiet der Fürsorge hinausgreifend, der Gesamtpolitik die Rücksicht auf den Nachwuchs, des Volkes Zukunft, zur obersten Pflicht macht. Mit dieser Einstellung auf das Wohl der Kindheit als der Grundlage des Wohles der Volkheit — um die von Goethe geprägten Bezeichnungen zu gebrauchen — würde es nicht verträglich sein, wenn die Fürsorge sich zum Ziel setzen würde, die Familie wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung oder aus gefühlsmäßig-traditionellen Erwägungen so wie sie ist, um jeden Preis zu erhalten; vielmehr hat die auf das Gesamtwohl des Volkes gerichtete Wohlfahrtspflege die Lebensform der Familie darauf zu prüfen, wie sie unter den heutigen Gegebenheiten zur Erfüllung des Jugendrechts, zur Verwirklichung des Rechts des Nachwuchses auf Erziehung und Entwicklung und Lebensraum beitragen kann, und ob ihre rechtlichen Formen mit dem Erziehungsrecht der Jugend im Einklang sind, ob also das Familienrecht zugleich Kindesrecht ist. Die lübeckische Wohlfahrtspflegeordnung hat dem

dadurch Rechnung getragen, daß sie die Familienpflege zu einer Aufgabe der Jugendwohlfahrtspflege macht, also die Familienfürsorge in den Dienst der Kinderfürsorge stellt, und verspricht sich davon für die Jugendwohlfahrtsarbeit eine wesentliche Stärkung. Das war nur möglich bei einem starken Glauben an die Lebenskraft der Familie und an die Aufgabe, die ihr im Ringen unseres Volkes um neue Lebensformen zukommt. Zwar scheinen die äußeren Erscheinungen manchmal diesen Glauben nicht zu rechtfertigen und von einem Verfall des Familienlebens und der Familienkraft zu sprechen, aber unter der Oberfläche der Zerfallerscheinungen zeigt sich dem Tieferblickenden die reinigende Wirkung einer Krisis, die über die Familie mit der geistigen Verfassung, die ihr die individualistische Epoche gegeben hatte (Familienegoismus, Begrenzung der Verantwortung auf die eigenen Kinder, Überspannung des Gewaltverhältnisses) hereinbrechen mußte, und die die Familie, mit einem neuen geistigen Gehalt erfüllt, mit wahrem Gemeinschaftsgefühl und einer umfassenden kollektiven Verantwortlichkeit, zu neuem schöpferischen Dienst im sozialen Organismus befähigt. Die Familien aus der individualistischen Isoliertheit zu befreien, in ihnen das Gefühl der Gesamtverantwortlichkeit gegenüber der gesamten Jugend zu wecken und zu pflegen und innerhalb der Familien wiederum die Isoliertheit zwischen Eltern und Jugend, die bestehenden Spannungen zu überwinden, ist die Aufgabe einer von der Jugendwohlfahrt her bestimmten Volkswohlfahrtspflege. Daß Lübeck für diesen sozialen Fortschritt reif war, kann durch den Hinweis auf die Absicht belegt werden, die Erinnerung an die Feier des 700jährigen Bestehens als freie und Hansestadt durch eine große Jugendstiftung zu erhalten, die den berühmten mittelalterlichen Stiftungen für die Alten würdig an die Seite treten sollte. Der Gedanke ist zwar nicht in dieser Form verwirklicht worden, aber mit dem Inkrafttreten der neuen Wohlfahrtsordnung fast zusammenfallend, ist durch eine Änderung des Zweckes einer der ältesten Lübecker Stiftungen die Voraussetzung geschaffen worden für die Errichtung eines „Hauses der Jugend" (Jugendheim und Jugendherberge), ein Haus, in dem die Jugend ihre freie Zeit verbringen kann und dessen Leben von jugendlichem Geist erfüllt sein soll, in das aber auch die Eltern mehr und mehr den Weg finden werden, nicht mehr eifersüchtig zurückhaltend der Jugendbewegung gegenüberstehend, sondern mit Freude an den von den Jugendbünden veranstalteten Elternabenden teilnehmend, von denen aus die Lebensformen der Jugendbewegung, die neue Jugendkultur, in die Familie hinüberwirken werden. Hier zeigt sich deutlich der Weg der weiteren Entwicklung: Über die Jugendpflege zur Familienpflege zur Volkspflege!

Diese Andeutungen müssen genügen, um die Richtung der lübeckischen Wohlfahrtspolitik klarzulegen, die ihr Ziel nur erreichen kann, wenn sie getragen wird von einer großzügigen, vom Reich ausgehenden Sozialpolitik zugunsten der Familie, deren Aufgabe es ist, „die familienschädlichen Momente in unserer geistig-kulturellen und wirtschaftlich-gesellschaftlichen Gesamtlage zu überwinden, um den an sich nicht rationell erzeugbaren, aber auch noch nicht geschwundenen familienfürsorgerischen Kräften die gesunde Entfaltung zu gewährleisten" (Aloys Fischer). Im Dienste einer solchen Familienpolitik steht die neue lübeckische Wohlfahrtsordnung, von der der Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, der angesehensten und umfassendsten deutschen Fachvereinigung für Wohlfahrtspflege, sagt, daß sie gedanklich den Versuch eines Fortschritts im Sinne einer Vereinheitlichung des Fürsorgewesens bedeute und daß die praktische Durchführung in Lübeck werde zeigen müssen, ob die von den Gegnern des Systems bisher erhobenen praktischen Bedenken entkräftet werden können.

Lübeck leistet diesen Pionierdienst, getreu seiner und der andern Hansestädte Tradition, gern den andern Ländern und den Gemeinden und dem Reichsganzen. Nicht aus Dank, sondern im wohlverstandenen eigenen Interesse wird das Reich anerkennen müssen, daß es in seinem Reichsgebiet für solche Pionier- und Versuchsarbeit autonome Gebilde in der Art der Hansestädte nötig hat, in denen der Gemeinsinn und der wagende Mut einer seit Jahrhunderten demokratisch-republikanischen Bürgerschaft ein Kapital darstellt, das bei der Neuordnung des Reichs nicht vergeudet werden darf.

KREISE UM LÜBECK

VON DR. ERNST TIMM

MAN spricht von Verkehrsmittelpunkten und Bevölkerungszentren und ist sich dabei nicht immer voll bewußt, daß man diese Ausdrücke von dem geometrischen Bilde eines Kreises genommen hat. In der Tat aber ist überall, wo ein solcher Mittelpunkt sich bildet oder gebildet hat, auch jeweils die dazugehörige Einfluß- bzw. Abhängigkeitssphäre vorhanden. Nur findet man selten mathematisch klare Verhältnisse: in der Wirklichkeit pflegen sich die unterschiedlichsten Sphären zu überschneiden und die Grenzen zu verwischen.

Man spricht von Lübeck als einem Mittelpunkt deutsch-nordischer Beziehungen, von Lübeck als Zentrale eines landschaftlich und landwirtschaftlich bedeutenden Gebietes, von Lübeck in seiner Beziehung zu den benachbarten Städten Hamburg oder Kiel und sucht jeweils Passendes zur Begründung jeweils zweckmäßiger Behauptungen.

Jede dieser Betrachtungsweisen ist berechtigt, aber es mag von Interesse sein, einmal zu untersuchen, wie diese verschiedenen Abhängigkeiten Lübecks und seiner Wirtschaft sich untereinander und zueinander verhalten.

Der engste Kreis, den man um Lübeck schlagen kann, umfaßt das neuerdings sogenannte Großkurgebiet Lübecker Bucht. Schon aus dieser Namensgebung ersieht man, daß das Zusammenhaltende und Bedeutsame in diesem Falle im Fremdenverkehr und Kuraufenthalt liegt. Weder in Lübeck selbst noch in den einzelnen Orten dieses Gebietes ist man sich offenbar vollkommen darüber klar, welche großen Möglichkeiten gegeben sind und von welchem großen wirtschaftlichen und finanziellen Gewicht die Ausnutzung dieser Möglichkeiten schon jetzt ist und besonders in absehbarer Zukunft sein kann. Landschaftlich ist die weitere Umgebung Lübecks auf die verschiedenste Art bevorzugt. Im Süden die lauenburgische Seenplatte mit den entzückend gelegenen Städtchen Ratzeburg und Mölln, im Norden die Holsteinische Schweiz mit Eutin, Malente-Gremsmühlen, Plön, bis hinüber nach Lütjenburg, Schloß Panker und dem Hessenstein, im Nordosten die Kette der Seebäder von Boltenhagen über Travemünde und die oldenburgischen und holsteinischen Bäder bis hinauf nach Burg und Heiligenhafen. Die Zahl der Kurgäste, die sich im Laufe einer Saison in dieser Gegend aufhalten, beläuft sich auf schätzungsweise 100 000. Die Zahl der Übernachtungen wird sich um 1,5 Millionen bewegen. Die Bedeutung dieser letzteren Zahl kann man sich klarmachen, wenn man überlegt, daß sie zwischen dem gesamten Fremdenverkehr Hamburgs und Berlins liegt, und daß sie den Fremdenverkehr der Stadt Lübeck selbst um das Zehnfache übertrifft, wobei noch zu bedenken bleibt, daß eben der Verkehr Lübecks durch die Anziehungskraft des Kurgebietes wesentlich befruchtet wird, während anderseits manch einer ein Seebad an der Lübecker Bucht wählen wird, um zu gleicher Zeit die Gelegenheit zu einem Besuche Lübecks zu benutzen. Es besteht also eine weitgehende Gleichgerichtetheit der Interessen Lübecks und dieser seiner näheren Umgebung.

Finanziell und für Lübeck wirkt sich dieser Zustand eines lebhaften Fremdenverkehrs mit einem Jahresumsatz von 15 bis 20 Millionen naturgemäß sehr nachhaltig aus, da eine Steigerung der Zahlungskraft in der näheren Umgebung stets zu einer Erhöhung und Differenzierung der Warenumsätze des wirtschaftlichen Mittelpunktes führt. Lübeck wird also bemüht sein müssen, erstens den Fremdenverkehr seiner Umgebung so intensiv zu fördern wie nur irgendmöglich, zweitens alles zu tun, um den Konnex zwischen Stadt und Land so eng wie möglich zu gestalten, und drittens zu versuchen, dieses für den Fremdenverkehr bedeutende Gebiet noch mehr auszuweiten. Was das letztere angeht, ist daran zu denken, daß östlich von Travemünde an der Lübecker

Bucht trotz außerordentlich günstiger Strandverhältnisse und guter Verbindungsmöglichkeiten noch eine klaffende Lücke (nämlich bis Boltenhagen) in einer Ausdehnung von etwa 15 km besteht.

Mit diesem für den Kurbetrieb wesentlichen Gebiete deckt sich ungefähr die Einflußsphäre Lübecks auf seine landwirtschaftliche Umgebung, nur daß in diesem Fall die Grenze weiter westlich und weiter östlich sich erstreckt. Das kritische Grenzgebiet gegenüber dem Einflußbereich Hamburg verläuft etwa auf der Linie Oldesloe—Mölln, gegenüber Rostock—Schwerin etwa bei Grevesmühlen—Schönberg, gegenüber Kiel erstaunlicherweise ziemlich weit nördlich quer durch den Kreis Oldenburg und gegenüber Neumünster etwa bei Segeberg. Die Anziehungskraft einer Stadt ist in erster Linie von ihrer Größe und den Verbindungsmöglichkeiten, daneben aber auch von gewissen Imponderabilien abhängig, die man zusammenfassen kann in die Worte: Gewohnheit und persönliche Beziehung. Zudem wirkt sich diese Tendenz in der Richtung nach noch größeren Wirtschaftszentren hin stärker aus als umgekehrt. Aus den Bezirken nördlich Lübecks, die vielleicht für Kiel und Lübeck gleich günstig liegen, wird im Zweifelsfalle Lübeck bevorzugt werden, weil es auf dem Wege nach Hamburg—Berlin liegt. Die Rührigkeit der städtischen Geschäftsleute, in allererster Linie der Banken und der Zeitungen, vermögen für die Ausdehnung der Einflußsphäre einer Stadt außerordentlich viel zu tun.

Der dritte Kreis um Lübeck erschließt ganz andersartige und sehr viel kompliziertere Beziehungen. Es handelt sich um das Verhältnis der Stadt zu ihren bedeutsamsten Nachbarstädten Hamburg, Kiel und Schwerin. Trotz aller Möglichkeiten einer Stärkung und Ausdehnung des Einflußbereiches Lübecks im Kurgebiet und in der landwirtschaftlichen Umgebung sowie in der später zu erwähnenden Sphäre der Auslandsbeziehungen wird man immer wieder betonen müssen, daß der Wirtschaftskomplex Lübecks schon unter den heutigen Verhältnissen und mehr noch für die kommende Entwicklung zu klein ist, als daß er ganz selbständige Bedeutung im Rahmen des Deutschen Reiches beanspruchen könnte. Besonders werden sich Schwierigkeiten ergeben bei der Kapitalbeschaffung, die nötig sein wird, um mit der allgemeinen Entwicklung der Intensivierung der wirtschaftlichen Organisation Schritt zu halten. Hieraus ergibt sich die Notwendigkeit, an andere Wirtschaftszentren Anschluß zu suchen. Es kann nicht genügend betont werden, daß sich dieser Wunsch nach Anlehnung nicht zwingend ergibt aus Gründen der Verwaltungsvereinfachung, der staatlichen oder städtischen Finanzlage oder sonstigen Gründen, die vor nicht langer Zeit die Frage der Reichsreform aktuell gemacht haben, sondern lediglich aus Überlegungen wirtschaftlicher Art. Ich habe in einer kleinen Denkschrift vor etwa Jahresfrist der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Lübecker staatlichen oder städtischen Finanzen nicht schlechter sind als anderswo und daß durch eine Aufgabe der sogenannten Selbständigkeit Lübecks weder eine sehr weitgehende Vereinfachung der Verwaltung noch wesentliche Ersparnisse oder Mehreinnahmen für die städtischen Kassen zu erwarten sind. Es kann im Gegenteil angenommen werden, daß die Einordnung Lübecks in einen größeren Verwaltungskomplex die Zahl der Zuständigkeiten und Verwaltungsorgane eher vermehrt als vermindert. Durch die Diskussion der mit der Reichsreform zusammenhängenden Fragen ist das Problem der Stellung Lübecks im Deutschen Reich leider in ein ganz schiefes Licht gerückt worden. Es würde ein wahrer Schildbürgerstreich sein, die Verwaltung Lübecks nur deswegen zu ändern, weil das zukünftige Schema der Verwaltungseinteilung des Deutschen Reiches sonst einen Schönheitsfehler haben würde. Die Reichsreform ist heute so dringend wie je: dies aber nicht, weil die Selbständigkeit der Hansestädte zu irgendwelchen Mißständen geführt hätte, sondern weil die Berliner Doppelverwaltung und das Verhältnis von Nord und Süd dringend dieser Reform bedürfen.

Kehren wir auf das wirtschaftliche Gebiet zurück, so liegt naturgemäß am nächsten, ein Zusammengehen mit dem großen Wirtschaftszentrum Hamburg ins Auge zu fassen. Hamburg und Lübeck waren bereits im Mittelalter, damals unter der Führung Lübecks, die Angelpunkte einer Landverbindung zwischen Nord- und Ostsee, die ihrerseits damals einen großen Teil des Welt-

verkehrs vermittelte. Heute, wo nach dem Bau des Kaiser-Wilhelm-Kanals Hamburg der größte Ostseehafen ist, den es überhaupt gibt, und Lübeck seinerseits seinen seewärtigen Auslandsverkehr auf die Ostsee beschränkt sieht, ist man zunächst geneigt, eine naturgegebene Konkurrenzhaltung zwischen beiden Städten anzunehmen. Das ist aber nicht der Fall; jedenfalls braucht es nicht für alle Zeit der Fall zu sein. Der Weg von Hamburg elbwärts durch den Kieler Kanal in die Ostsee ist ein Umweg. Man könnte sich vorstellen, daß er mit dem zunehmenden Geldeswert jeder Zeitersparnis (wie dies seit etwa 100 Jahren in der wirtschaftlichen Entwicklung liegt) rentabel wird, gewisse Kosten aufzuwenden, um den Weg von Hamburg in die Ostsee um 24 Stunden zu verkürzen. Dieser um 24 Stunden kürzere Weg führt über Lübeck; die aufzuwendenden Mehrkosten liegen in dem notwendigen zweimaligen Güterumschlag. Man kann sogar annehmen, daß der kritische Zeitpunkt irgendwann und vielleicht in gar nicht ferner Zeit eintreten muß. Und dann allerdings ist eine so enge Interessenverbundenheit zwischen Hamburg und Lübeck vorhanden, daß man von einem einheitlichen Wirtschaftskomplex Hamburg-Lübeck wird sprechen können, der in monopolartiger Weise Nordsee und Ostsee miteinander verbindet. Dann wird man ernstlich zu überlegen haben, welche Differenzierung der verschiedenen städtischen Betätigungsarten zwischen Hamburg und Lübeck zweckmäßig ist. Und man wird gewisse sich hieraus ergebende Komplizierungen der Verwaltungen in Kauf nehmen müssen. In diesem Sinne ist die gemeinsame Beteiligung der beiden Länder an dem Seeflughafen Travemünde bedeutsam für die Zukunft, während das selbständige Vorgehen Hamburgs in der Frage der Seegrenzschlachthöfe in demselben Maße bedauerlich ist. Man wird aber auch nicht anstehen dürfen, die staatlichen Verträge über Gefängnis- und Irrenanstaltsverwaltung, die vor kurzem abgeschlossen wurden, mehr als Zeugen eines sehr erfreulichen guten Willens anzusehen denn als richtunggebende Vorläufer einer fruchtbringenden Entwicklung. Die letztere wird vielmehr außer in der Frage des erwähnten Güterverkehrs in gemeinsamer Behandlung von Industrialisierungsprojekten zu suchen sein sowie darin, daß Hamburg als Reservoir für das obenerwähnte Großkurgebiet Lübecker Bucht und in allererster Linie für Travemünde von kaum zu überschätzender Bedeutung ist, während umgekehrt diese Erholungsorte in wachsendem Maße für die Hamburger Bevölkerung gar nicht zu entbehren sein werden. Eine Interessennahme Hamburgs an der Entwicklung und dem Ausbau Travemünde und der anderen Kurorte liegt also in allerstärkstem Maße in der Linie einer möglichen späteren Verschmelzung.

Gerade auf ähnlichem Gebiet, wenn auch in ganz anderer Auswirkung, hat man die Möglichkeiten engerer Beziehungen zwischen Lübeck—Kiel und Lübeck—Schwerin zu suchen. Niemals wird man ernstlich daran denken können, die Wirtschaftsgebiete Lübecks mit denen einer dieser Städte so eng zu verschweißen, wie das im Falle Hamburgs möglich erscheint. Wohl aber ist ein enges Zusammenarbeiten in einer großen Anzahl von Fragen notwendig und ersprießlich. Was Kiel angeht, so hat man sich zunächst zu vergegenwärtigen, daß einstweilen noch der Hauptteil der für den Fremden und Erholungssuchenden anziehungskräftigen Umgebung Lübecks nördlich, d. h. zwischen Lübeck und Kiel, liegt, und daß jede Verkehrsverbesserung zwischen Kiel und Lübeck zu einer Erschließung und zu besserem Besuch dieser Gegend beitragen muß. Zudem ergibt sich aus dem augenblicklichen Stand der Dinge, daß Kiel seine besonderen Bemühungen auf die Heranziehung großer Kongresse und Tagungen richtet, denen die Holsteinische Schweiz und Lübeck als weitere Anziehungspunkte dargeboten werden können. Ähnliches in umgekehrter Richtung gilt für Schwerin und seine herrliche Umgebung.

Der vierte Kreis endlich umschreibt jene Beziehungen Lübecks, die von jeher diese Stadt aus der Menge mittlerer Provinzstädte Deutschlands herausgehoben haben: Lübeck als ein Mittler zwischen Deutschland und Skandinavien. Es würde im Rahmen dieser Darlegungen zu weit führen, die Möglichkeiten und Notwendigkeiten auf diesem Gebiete erschöpfend zu behandeln. Es mag genügen, anzudeuten, warum jedenfalls einstweilen Lübeck in dieser seiner Mittlertätigkeit

durch keine andere Stadt ersetzt werden kann, und zwar sowohl was die Wirtschaft als auch was Kultur und die mancherlei Imponderabilien angeht, von denen heute die internationalen Beziehungen beherrscht zu sein pflegen. Wirtschaft ist keine Angelegenheit mathematischer Errechnung oder toten Warenaustausches, sondern sie ist eine Tätigkeit des Menschen: eine Tatsache, die ein hauptstädtischer Börsenmann wohl übersehen kann, die aber nirgends stärker in die Erscheinung tritt als im Exportgeschäft und hier wiederum besonders augenfällig im Wirtschaftsverkehr mit Skandinavien: persönliche Beziehungen, Tradition und mancherlei Unwägbarkeiten geben hier den Ausschlag. Von welch großer praktischen Bedeutung diese Beziehungen zu Skandinavien für Lübeck sind, ist allgemein bekannt, und wenn auch ein zahlenmäßiger Ausdruck sich schwer finden läßt, so ist doch festgestellt, daß etwa ein Drittel der gesamten Lübecker Bevölkerung vom Hafen abhängig ist.

Eine Stadt ist ein seltsames soziologisches Gebilde. Sie hat die Eigentümlichkeit, ihr Dasein fortzusetzen, auch wenn die Gründe, die sie einst ins Leben gerufen haben, nicht mehr bestehen: sterbende Städte sind eine große Seltenheit. Sehr häufig aber verschieben sich die Grundlagen einer Stadt im Laufe ihres Bestehens ganz und gar, und es ist merkwürdig, festzustellen, wie meist fast wie durch Zufall an die Stelle eines berstenden Pfeilers ein neuer entsteht. Die Grundlage der Beziehungen zu Skandinavien ist seit Gründung der Stadt Lübeck dieselbe geblieben, ebenso mag sich das Verhältnis zu der landwirtschaftlichen Umgebung letzten Endes wenig geändert haben. Neu aber ist der Fremdenverkehr und der Kurverkehr, neu das Verhältnis zu Hamburg und den umliegenden Städten, ganz neu und zukunftsreich die Möglichkeiten des Flugverkehrs, und im Grunde immer wieder von neuem und nach andern Gesichtspunkten aufgebaut die praktische Auswirkung der Beziehungen zum Norden. Das eine fällt, das andere steigt empor. Neues und Altes mischt sich im praktischen Leben der Stadt Lübeck ebenso wie in ihrem architektonischen Bilde. Das Alte aber ist nur solange lebenskräftig und lebensberechtigt, als es fähig ist, immer Neues, Zukunftreiches aufzunehmen und zu verarbeiten.

VOM LÜBECKER MUSIKLEBEN

VON DR. FRITZ JUNG

„ES war einmal" — so müßte, wie im Märchen, jede Darstellung des Lübecker Musiklebens beginnen, die unter Musikleben nicht einen geschäfts- oder vereinsmäßigen Musikbetrieb, sondern eine produktive Anteilnahme aller Musikfreunde am Schicksal und an der Entwicklung der Musik, eine durch innere Notwendigkeit und seelisches Bedürfnis bedingte Musik-Pflege versteht. Es war einmal, so märchenhaft es heute klingen mag, wirkliches Leben in der Lübecker Musikpflege; es gab einmal eine Zeit, in der Lübeck den Anspruch erheben konnte, ein in allen Zweigen lebendiges, von der Begeisterung seiner Bevölkerung getragenes Musikleben sein eigen zu nennen. Das war in den Jahren vor dem Krieg, wo Abendroth und Furtwängler unsere Sinfonie- und Chorkonzerte leiteten, wo die „Volkstümlichen" stärksten Zuspruch fanden, wo die Konzertsäle nicht nur voll waren, sondern auch jenes Fluidum, das nur durch wirkliche Empfänglichkeit und durch Enthusiasmus ausgelöst wird, die Hörer verband. Dieses frische Leben ist nun leider schon lange verschwunden, und es ist recht still um die Musik in Lübeck geworden. Kein Zweifel, daß wir musikalisch ärmer geworden sind, daß die Entwicklungskurve seit einer Reihe von Jahren nach unten gerichtet verläuft. Mehr und mehr sind wir seit dem Ende des Krieges in einen Zustand provinzieller Enge und Genügsamkeit hineingeraten, der in keinem Verhältnis steht zur Vergangenheit, zur Bevölkerungszahl und zur kulturellen Bedeutung Lübecks. Niemand wird leugnen können, daß unser Musikleben stagniert.

Die Ursachen dieser Wandlung sind rasch aufgezählt. Obenan, aber keineswegs mit ausschlaggebender Bedeutung, stehen der verlorene Krieg, die Inflation, der mühselige Wiederaufbau der Wirtschaft. Alle Musikbetriebe arbeiten heute teurer als vor dem Krieg. Ausnahmslos sind die Kosten für Saalmieten, Noten und Orchester gestiegen und bedrohen die Existenz vieler Konzertgesellschaften. „Prominente" Dirigenten und Solisten beziehen Gagen, die sozial nicht zu rechtfertigen sind und teilweise ins Sinnlose gehen. Anderseits hat sich der Stamm des alten zahlungsfreudigen und zahlungsfähigen Konzertpublikums vermindert. Soweit er noch vorhanden ist, sieht er sich in seiner Zahlungsfähigkeit stark eingeschränkt. Jeder von uns weiß und erfährt es täglich an sich selber, wie gering das Kulturbudget der deutschen Mittelstandsfamilie geworden ist, wie die lebensnotwendigen Dinge den größten Teil des Einkommens verschlingen, wie wenig übrig bleibt für die Bedürfnisse der Lebensverschönerung und -vertiefung. Nicht zu vergessen, daß die rasch fortschreitende Mechanisierung der Musik, das ungeheure Anwachsen der künstlerisch hochwertigen Schallplatten-Industrie und des Rundfunks dem Konzertwesen den Boden abgräbt, wie der Film dem Theater. Man hat es zu Hause ja soviel billiger und bequemer, in den Genuß guter Musik zu gelangen; infolgedessen wächst die Zahl derer, die aus Sparsamkeit oder Trägheit, aus Übersättigung oder aus falscher Einstellung zum Wesen der künstlerischen Übermittlung auf den lebendigen Kontakt mit dem konzertierenden Künstler verzichten, von Tag zu Tag. Für Lübeck kommt noch hinzu die tiefgehende Veränderung der sozialen Struktur, der Rückgang der selbständigen kaufmännischen Existenzen und das Anwachsen der Zahl der Lohn- und Gehaltsempfänger. Besonders nachteilig wirkt sich bei uns auch der Mangel an einem großen Konzertsaal aus, der bei gut besuchten Konzerten (wie Berliner Philharmoniker und Lehrergesangverein) das Mißverhältnis von Spesen und Einnahmen verringern könnte. Hier rächt es sich, daß man beim Bau der Ausstellungshalle vor dem Holstentor die Bedürfnisse der Musik außer acht gelassen hat. Auch das Fehlen eines Konzertsaales, der in der Größe etwa zwischen dem Kolosseumssaal und dem für alle Konzerte unrentabel kleinen Logensaal läge, macht sich empfindlich bemerkbar.

So erklärt es sich, daß unsere wertvollsten Konzerte, die Sinfoniekonzerte des Vereins der Musikfreunde, trotz des —nicht gerade überwältigenden — staatlichen Zuschusses sich im letzten Jahre nur mit knapper Not finanzieren ließen und daß der Lehrer-Gesangverein, obwohl er eine große und treue, stets Hauptprobe und Aufführung füllende Hörergemeinde hinter sich hat, zur Aufführung großer Oratorien sich erst entschließen konnte, nachdem ein besonderer Zuschuß dafür gesichert war. So kommt es, daß unsere hiesigen Kammermusikvereinigungen nur dann die Möglichkeit öffentlichen Wirkens haben, wenn sie sich an eine Besucherorganisation anschließen. Das Lübecker Streichquartett bedarf der Anlehnung an die Deutsche Bühne, die Lübecker Kammermusikvereinigung der Zusammenarbeit mit der Volkshochschule, das Stadttheater der Volks- und der Deutschen Bühne. So war es endlich möglich, daß die vor einigen Jahren von der Konzertagentur Ernst Robert veranstaltete Reihe erster Solistenabende (Horowitz-Böhmen, Havemann-Quartett u. a.) mitten im Winter abgebrochen werden mußte. Wobei eine Eigentümlichkeit des Lübecker Publikums besonders kraß in Erscheinung trat: der Lübecker ist auch in der Musik beängstigend konservativ, ja mißtrauisch. Er wird ein dutzendmal zu Edwin Fischer oder dem Klingler-Quartett gehen: auf unbekannte Größen läßt er sich nicht ein; da wartet er ab, bis sie, verärgert, nicht mehr kommen oder der Unternehmer, durch Verluste eingeschüchtert, resigniert die Hände in den Schoß legt. Dennoch ist er äußerst anspruchsvoll; die einheimischen Künstler haben für ihn nur geringen Kurswert, und es gibt nicht wenige, für die das Dirigententum erst mit Furtwängler, die Kammermusik mit Adolf Busch beginnt.

Glücklicherweise wird der Pessimismus, den die Betrachtung des Gesamtbildes unserer Musikverhältnisse auslöst, gemildert durch den Blick auf Einzelerscheinungen. Im einzelnen und im kleinen bietet sich manches Erfreuliche, manch hoffnungsvoller Ansatz, mancher Beweis von Eigenleben. Wir haben die Lübische Singschule mit ihrer Chorkultur, die auch imstande ist, sich wirtschaftlich selbst zu erhalten; wir haben die durch ihr Eintreten für neue Musik stets anregenden und wertvollen Programme des Lübecker Streichquartetts, die stimmungsvollen, auf dem Grenzgebiet von Musik und Religion sich bewegenden Feiern der Deutschen Bühne und Fichte-Gesellschaft im Hochchor der Katharinenkirche und die musikalischen Darbietungen auf der Freilichtbühne, die ich als Äußerung aktiver Teilnahme an volkstümlicher Musikpflege hochstelle. Wir haben ferner die gehaltvollen Kirchenkonzerte der Ägidien-Organistin Else Maiwald, die in der Stoffwahl ausgetretene Bahnen glücklich vermeiden, und die in den Gottesdienst eingebauten Kantaten-Aufführungen in Ägidien, und in dem jungen Marienorganisten Walter Kraft besitzen wir eine der Hoffnungen des deutschen Organistennachwuchses. Wir haben schließlich eine ganze Anzahl von Männerchören verschiedenster Leistungsfähigkeit. Doch hier stock ich schon: sie bringen mich auf das Grundübel des Lübecker Musiklebens: die leidige Zersplitterung, den unfruchtbaren Partikularismus, das Zerfallen in kleine und kleinste Kreise. Jeder von ihnen hat seine eigene, gesellschaftlich interessierte und bestimmte Hörerschaft hinter sich, und über schlechten Besuch ihrer Konzerte haben sie gewiß nicht zu klagen, wohl aber über die für Norddeutschland so typische Tenornot, über die allgemein geringe Singefreudigkeit unserer Männerwelt namentlich der gebildeten Stände. Ich bin mir wohl bewußt, leidenschaftlichen Widerspruch hervorzurufen, wenn ich auf diesem Gebiet für Planwirtschaft, für Konzentration der Kräfte und Auslese der Tüchtigen eintrete. Aber man bedenke: wieviel wäre zu gewinnen, wenn man aus jedem dieser Vereine die besten Sänger auswählte, sie stimmlich und musikalisch schulte und aus dieser Elite einen hochwertigen Chor bildete? Er könnte auch im gemischten Verband mitwirken und fände dort dankbarere Aufgaben, als das technisch beschränktere Ausdrucksgebiet des Männerchors sie bieten kann. Es gibt in Lübeck acht Männerchorvereine, die alle mit einer rührenden Liebe zur Sache dasselbe musikalisch immerhin begrenzte Feld bebauen, die alle dasselbe tun. Dem sei die Tatsache gegenübergestellt, daß Hermann Feys schöner Plan, die Singschule bis zur Kantate zu führen, am Mangel an Männerstimmen

scheiterte und daß die Vereinigung für kirchlichen Chorgesang, bei der die Tenornot seit Jahren chronisch ist, jüngst durch die Zeitungen Tenöre suchen mußte. Kräfte sind genug vorhanden, aber sie stehen entweder hochmütig abseits (jeder ist ein kleiner „Solist") oder werden nicht an der richtigen Stelle eingesetzt.

Dieser Eindruck der Zersplitterung verstärkt sich, wenn wir die Hauptträger der Lübecker Musikpflege: Oper, Verein der Musikfreunde, Lehrer-Gesangverein, und die Stellung des Publikums zu ihnen ins Auge fassen. Hier sind drei scharf voneinander abgegrenzte Kreise vorhanden, die auch getrennt arbeiten. Nur zwischen Oper und Lehrer-Gesangverein besteht eine durch die Person des beide leitenden Generalmusikdirektors gegebene Interessengemeinschaft insofern, als die Lehrer sich Herrn Mannstädt gelegentlich für die Aufführungen größerer Opern zur Verfügung stellen und dem Theaterchor ihre dankenswerte Unterstützung leihen. Sie bringt erfreulicherweise auch die hinter dem Lehrer-Gesangverein stehenden Kreise in engere Fühlung mit dem Theater. Anderseits halten sich viele Musikliebhaber, die zu den ständigen Besuchern unserer Konzerte zählen, konsequent von der Oper fern, betrachten sie als Kunstgattung zweiten Ranges. Das war allerdings nicht so sehr der Fall zur Zeit des Intendanten Georg Hartmann, der mit seinen genialen Inszenierungen auch die Gleichgültigen und Widerstrebenden ins Theater zog, als unter seinem Nachfolger Thur Himmighoffen, unter dem sich der künstlerische Stand unserer Oper beträchtlich senkte. Regiefehler, so die Verpflichtung eines unbrauchbaren Baritons, der in der Spielzeit 1927/28 den Spielplan nahezu lahm legte, oder in der vorigen Spielzeit der Mangel einer hochdramatischen Sängerin führten zu einer — vielleicht nicht unbeabsichtigten — Überbetonung der Spieloper und zur Einschränkung des Musikdramas, der Gattung also, die als Kassenmagnet neben der Operette heute immer noch unentbehrlich ist. Der neue Intendant Dr. Liebscher wird daraus seine Folgerungen ziehen müssen. Glücklichere Engagements berechtigen zu der Hoffnung, daß es in der laufenden Spielzeit wieder aufwärts gehen wird, und sicherlich wird der energische Werbefeldzug der Gesellschaft der Theaterfreunde viel dazu beitragen, neues Interesse für unser Stadttheater zu wecken. Die eigentliche Problematik unserer Musikverhältnisse aber liegt in dem Gegensatz zwischen dem Lehrer-Gesangverein und dem Verein der Musikfreunde. Unter diesem Gegensatz — das Wort nicht im Sinne feindlicher Haltung, sondern entgegengesetzter Interessen verstanden — hat unser Musikleben seit einer Reihe von Jahren schwer zu leiden, hat jeder zu leiden, der aktiv oder passiv, ausübend oder nur aufnehmend, Anteil an ihm nimmt. Wohl am schmerzlichsten trat er in Erscheinung im Beethoven-Gedenkjahr, als es trotz der Bemühungen neutraler Stellen nicht gelang, beide Vereinigungen zu einer großen und eindrucksvollen Beethovenfeier zusammenzubringen. Damals erlebten wir das peinliche und auch auswärts — man kann sich denken wie! — kommentierte Schauspiel, daß Lübeck zur Aufführung der Neunten Sinfonie einen Flensburger Chor bemühen mußte, während der Lehrer-Gesangverein abseits stand.

Wie dieser Gegensatz zustande kam, mag kurz noch einmal gestreift sein: er entstand dadurch, daß der Musikverein sein Sorgenkind, den Philharmonischen Chor, der während des Krieges begreiflicherweise am Mangel an Männerstimmen zu leiden hatte, als wirtschaftlich unproduktiv aufgab — ein Fehlgriff, aus dem ganz zwangsläufig die meisten Schwierigkeiten herrührten, die dem Verein seither die Arbeit erschwerten. Unter allen Umständen hätte man damals den Philharmonischen Chor durch die mageren Jahre — und wenn auch nur als Frauenchor — hindurchbringen und bessere Zeiten abwarten sollen. Denn die Verbindung des Vereinskapellmeisters mit dem Oratorienchor hatte immer den großen Vorteil, daß sie seine Stellung fester im Publikum verankerte und sein Wirken auf eine breitere künstlerische und volkstümliche Basis stellte, als es durch Orchesterkonzerte allein möglich ist. Der Verzicht auf Orchesterkonzerte tat dann noch ein übriges, um die Stellung des Vereins zu erschweren und ihn zu isolieren. Als er dann nach einem Interim, in dem er nur Solistenkonzerte veranstaltete, auf Veranlassung der Theater-

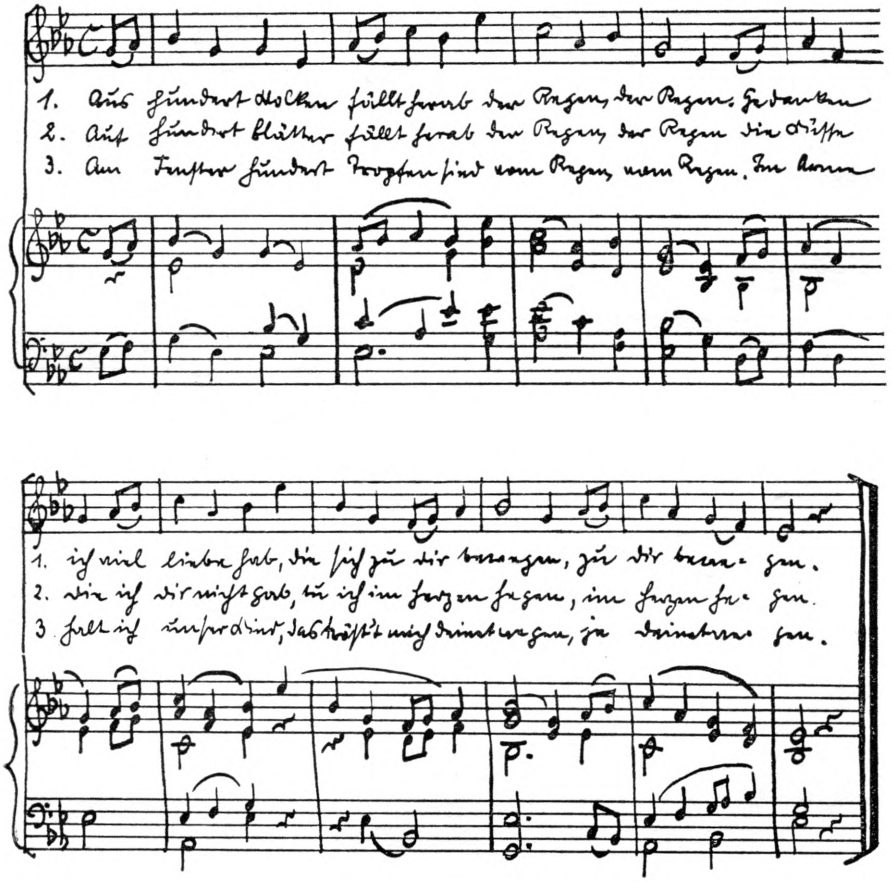
behörde im Jahre 1926 wieder die Sinfoniekonzerte übernahm, sah er sich in der schwierigen Lage, mit einem Dirigenten arbeiten zu müssen, den er nicht an Lübeck fesseln konnte. Denn kein junger aussichtsreicher Dirigent wird sich bereitfinden, in Lübeck zu wohnen, wenn man ihm nicht mehr als 7 oder 8 Konzerte im Jahre bieten kann; sein Talent würde an Unterernährung verkümmern. Von den Schwierigkeiten, die ein solches System dem Konzertveranstalter bereitet, ahnt der Außenstehende nichts. Sie schienen zunächst behoben durch die Verpflichtung Edwin Fischers, des berühmten Pianisten und großen schöpferischen Musikers, der mit dem Glanz seines Namens und der Autorität seines Wesens den Sinfoniekonzerten neue Anziehungskraft gab. Jedoch nur vorübergehend, denn bei aller Verehrung für die große Persönlichkeit Fischers konnten sich die Urteilsfähigen mit der Zeit nicht der Einsicht verschließen, daß er, am Klavier eine musikalisch-geistige Potenz ersten Ranges, vor dem Orchester sich nicht so entwickelte, wie man nach dem Ergebnis seiner ersten Konzerte hoffen durfte; er war nicht imstande, seine Vision vom Kunstwerk in Klangwirklichkeit umzusetzen. Das entgegengesetzte Bild bot sein Nachfolger Eugen Jochum: ein bedeutendes dirigiertechnisches Talent, eine außerordentliche manuelle Geschicklichkeit, der geborene Dirigent, dem vielleicht nur die Zeit zur geistigen Vertiefung und zur Synthese seiner Anlagen fehlte, der herrlich mit Bruckners Siebenter begann, aber diese Höhe trotz mancher hervorragender Einzelheiten nicht wieder erreichte. Auch er ließ sich nicht an Lübeck binden, lockende Angebote zogen ihn nach Mannheim bzw. Duisburg.

Betrachtet man nun das Programm, das der Verein der Musikfreunde für den kommenden Winter ankündigt, so wird aus ihm klar, wie sich die Zwangsläufigkeit dieses Systems auswirkt. Die Verminderung der Zahl der Orchesterkonzerte von 8 auf 5, die Verpflichtung zweier Gastdirigenten von Ruf und dreier jüngerer Kapellmeister, unter denen man den künftigen Dirigenten des Vereins zu finden hofft, kennzeichnen die Lage als Provisorium, als Übergangsstadium. Man muß abwarten, wohin dieser Weg führt. Es wird nicht möglich sein, einen fähigen Konzertdirigenten für Lübeck zu gewinnen, ohne daß man ihn auch am Theater in leitender Stellung beschäftigt, und man darf wohl annehmen, daß die Theaterbehörde nach den Erfahrungen der letzten Jahre sich dieser Einsicht nicht mehr verschließen wird. Noch mehr als je wird bei der dann eintretenden Personalunion zwischen Theaterkapellmeister und Konzertdirigent die Frage des Leiters dieser Konzerte eine Frage der Persönlichkeit sein: nur ein Musiker von außerordentlicher und vielseitiger Begabung wäre imstande, die Problematik zu überwinden, die für die meisten Dirigenten und erst recht für Werdende in der Verbindung so gegensätzlicher künstlerischer Funktionen liegt. Aber die Frage ist aktuell wie noch nie. Weitere Experimente können wir uns nicht mehr leisten, wir haben alle Möglichkeiten erschöpft. Was uns fehlt, ist der Führer, die überragende Persönlichkeit, die kraft ihrer Autorität es vermag, die divergierenden Gruppen unseres Musiklebens zu sammeln; ein gewissenhafter Orchestererzieher und Dirigent von Willens- und Geisteskraft, ein gründlicher und energischer Chorerzieher, eine Persönlichkeit von künstlerischem Verantwortlichkeitsbewußtsein und sozialer Gesinnung, die sich ihrer Pflichten gegen alle bewußt ist und, menschlich wie politisch, über den Parteien steht. Hoffen wir, daß der kommende Winter uns diesen Mann bringt.

Aus den
Liedern der jungen Mütter
von Emil Carrière.

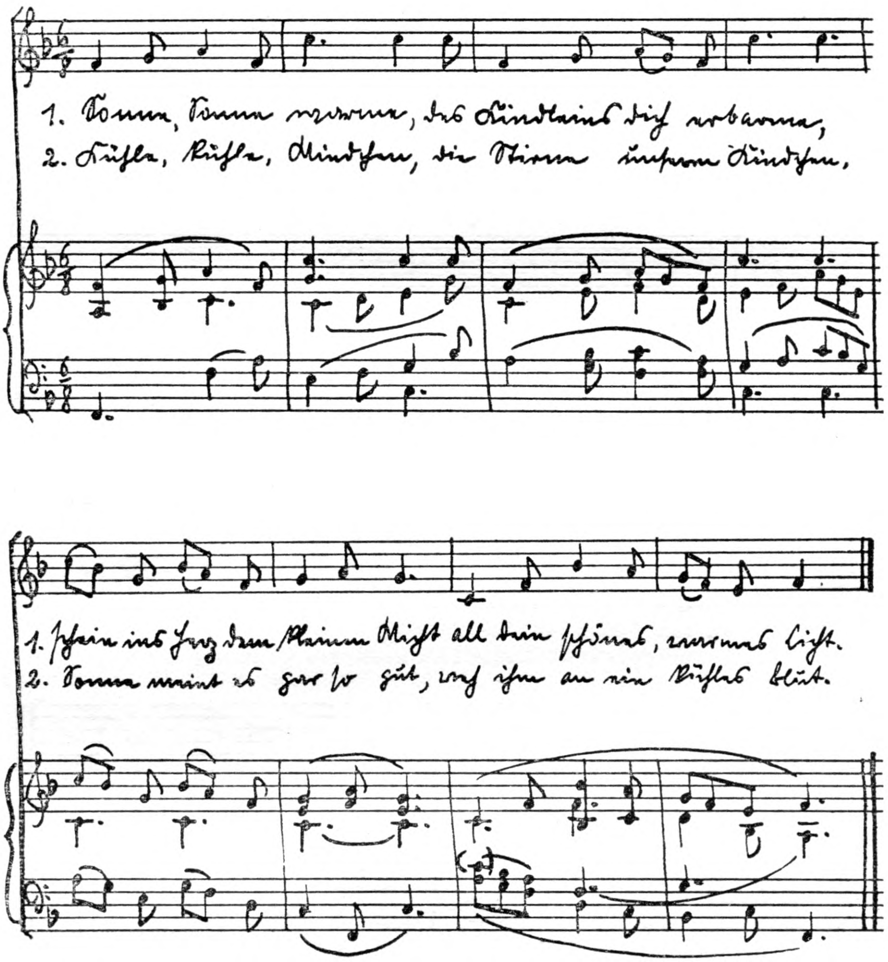
Im Felde
1916.

1. Bei Regen zu singen.



2.

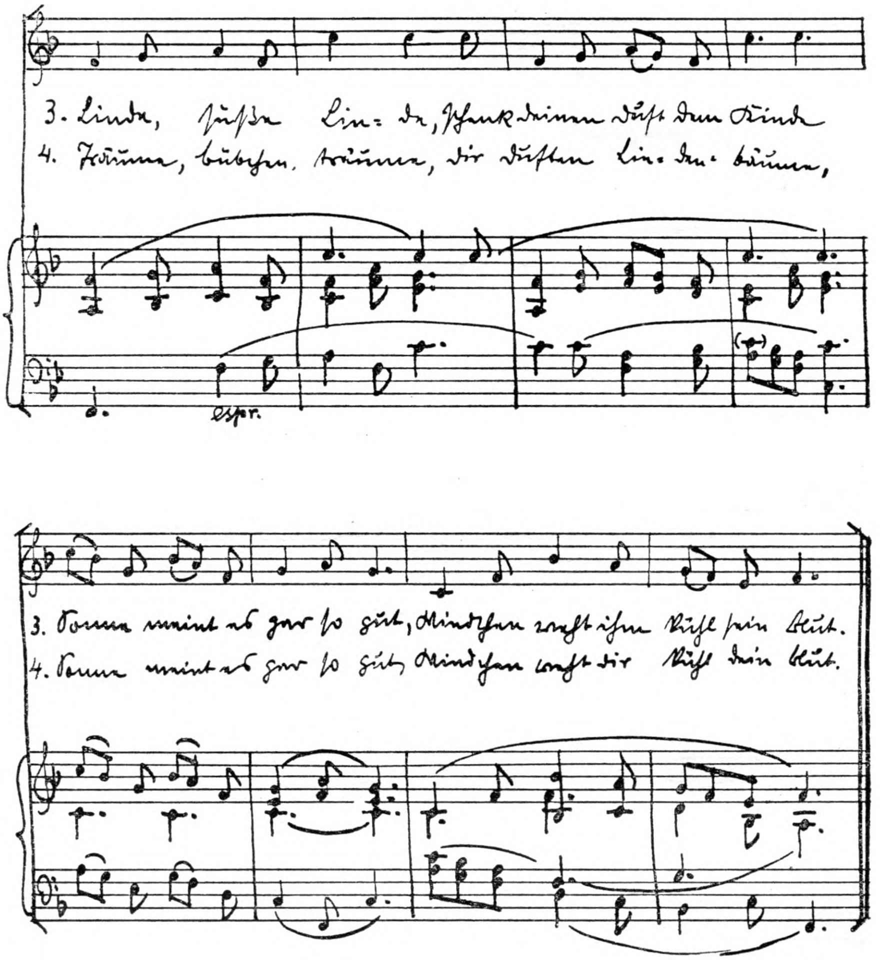
2. bei Sonne



1. Sonne, Sonne scheine, des Kindleins dich erbarme,
2. Küsse, küsse, Windchen, die Stirne unserm Kindchen,
1. schein ins Herz dem kleinen Wicht all dein schönes, warmes Licht.
2. Sonne meint es gar so gut, wenn ihm an ein kühles Blut.

3.

Zu singen.


3. Linde, süße Lin- de, schenk deinen Duft dem Kinde
4. Träume, Bübchen, träume, dir duften Lin- den- bäume,
espr.
3. Sonne meint es gar so gut, Windchen weht ihm kühl sein Blut.
4. Sonne meint es gar so gut, Windchen weht dir kühl dein Blut.

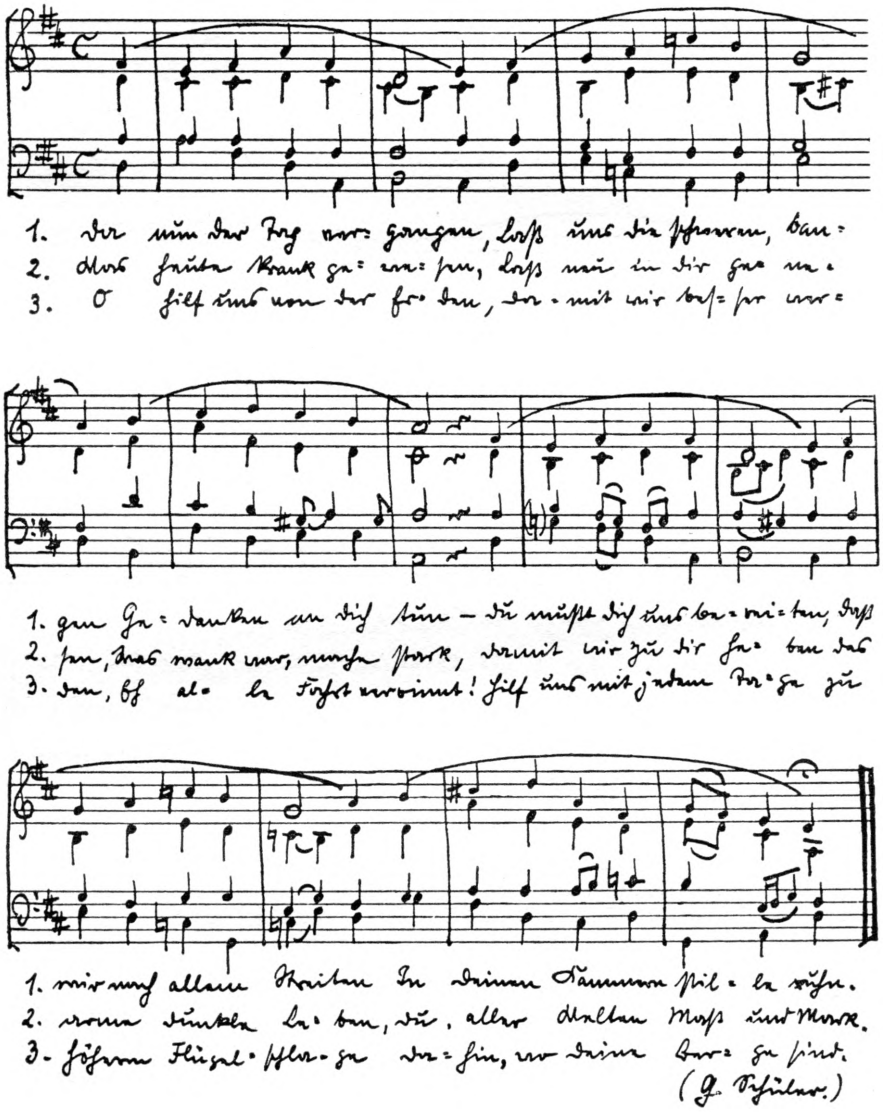
4.

Abendlied

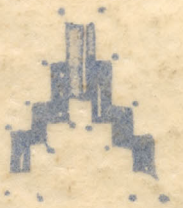
(für gemischten Chor a cappella oder Gesang mit Klavier)

von Paul Carrière

1926.



VERLAG FRANZ WESTPHAL LÜBECK



Stadtbibliothek Lübeck 48
M02 322 847 6

DRUCK H. G. RAHTGENS, G. M. B. H. LÜBECK